Muttersprache

ZEITSCHRIFT ZUR PFLEGE UND ERFORSCHUNG DER DEUTSCHEN SPRACHE

68. Jahrgang, Heft 5
Mai 1958

Sonderheft Wien

AUS DEM INHALT

HELIAND-VERLAG
LÜNEBURG

Postverlagsort Hamburg 7

INHALT

68. Jahrgang, Heft 5
Mai 1958

MUTTERSPRACHE

Zeitschrift zur Pflege und Erforschung
der deutschen Sprache

Herausgegeben im Auftrage der Gesellschaft
für deutsche Sprache von ihrem Vorsitzer
Prof. Dr.-Ing. Walter Hensen
Schriftleiter: Prof. Dr. Lutz Mackensen

Beiträge für die „Muttersprache" und Bücher
zur Besprechung nur nach vorheriger Anfrage
an die Schriftleitung, Lüneburg, Barckhausen-
straße 35 (Gesellschaft für deutsche Sprache)
Manche in den Beiträgen geäußerte Meinungen
der Verfasser decken sich nicht ganz mit der
Ansicht der Schriftleitung

Für unverlangte Manuskripte keine Haftung.
Rücksendung nur gegen beigefügtes Postgeld.
Anschriften der Mitarbeiter teilt der Verlag
auf Wunsch mit.

Erscheinungsweise:
Der Jahrgang umfaßt 12 Hefte zu je 1,50 DM
Jahresbezugspreis 16,— DM
Mit monatlicher Beigabe des „Sprachdienstes"
(16 Seiten) 20,— DM.
Zu beziehen durch den Buchhandel oder un-
mittelbar vom Verlag.
Konten des Heliand-Verlages: Sparkasse der
Stadt Lüneburg, Girokonto 17 65; Postscheck-
konto: Hamburg 1281 33

Mitglieder der „Gesellschaft für deutsche Spra-
che" erhalten die „Muttersprache" zu einem
Vorzugspreis von ihrem Zweig, auf Wunsch
auch unmittelbar vom Verlag gegen Vorlage
eines Mitgliedsausweises

Zuschriften über Versand, Anzeigen usw. nur
an den Heliand-Verlag, Lüneburg, Schröder-
straße 16

Druck: Druckerei Andresen, Lüneburg

HELIAND-VERLAG
ALFRED WINTER Kom.-Ges.
LÜNEBURG

HANS SCHIKOLA

Über die Mundart von Wien

Die Mundart von Wien nimmt in dem bairischen Großraumdialekt, dem sie angehört, eine besondere Stellung ein, nicht wegen ihrer Laut- und Wortformen, sondern wegen ihrer kulturellen Bedeutsamkeit. Fast seit einem Jahrtausend hat sie nicht nur auf alle österreichischen Mundarten einen starken Einfluß ausgeübt, sie hat ihn oft sogar über die politischen Grenzen des österreichischen Herrschaftsbereiches hinaus auf die Mundarten Bayerns gewonnen. Diese Wirksamkeit erklärt sich daraus, daß Wien seit vielen Jahrhunderten ein Kulturmittelpunkt ersten Ranges gewesen ist. Der Name *Wien* wird zum erstenmal um das Jahr 800 in einer Salzburger Urkunde in der Form *Venia* genannt. Da diese Urkunde lateinisch ist, so ist der Buchstabe *V* als *W* zu lesen. Damals sprach man noch althochdeutsch, und gewisse *e* des frühen Althochdeutschen sind im Mittelhochdeutschen zu *ie* geworden. So ergibt sich für die mittelhochdeutsche Zeit die Form *Wienne*, aus der sich lautgerecht nach den für unsere Mundart geltenden Lautgesetzen die heutige Form *Wean* entwickelt hat. Zur Erklärung dieser Form sei gesagt, daß in der Wiener Mundart mittelhochdeutsches *ie* noch ungefähr wie im Mittelalter als *ia* gesprochen wird. Vor einem *m* oder *n* aber wird dieses *ia* zu einem stark genäselten *ea*. Daß unsere Mundart im Namen *Wean* am Schluß ein *n* spricht, weist darauf hin, daß der Name im Mittelhochdeutschen ein Doppel-*n* enthielt, denn nur dann wird das *n* am Ende eines Wortes gesprochen. Dort, wo einfaches *n* stand, fällt es weg. So wird z. B. das Wort *Stein* in der Wiener Mundart *Schdaa* ausgesprochen.

Der Name unserer Stadt heißt im Italienischen und Englischen *Vienna* und im Französischen *Vienne*. Die Sprachwissenschaft kann beweisen, daß diese Formen mit *V* unbedingt vor 1100 in die drei Sprachen aufgenommen wurden, denn wären sie erst nach dieser Zeit entlehnt worden, dann müßten sie *Bienna* und *Bienne* lauten. Wien hatte also schon vor dem Jahre 1100 eine so große Bedeutung, und es bestanden schon so starke kulturelle Beziehungen zu Italien und Frankreich, daß der Name unserer Stadt in diesen Ländern bekannt war.

Auch in der mittelhochdeutschen Zeit bleibt die kulturelle Bedeutsamkeit Wiens bestehen. Wenn unser größter deutscher Lyriker des Mittelalters, Walther von der Vogelweide, in einem seiner Lieder sagt: »Ze Osterrîche lernt ich singen unde sagen«, so kann damit nur der Wiener Hof gemeint sein. Kranzmayer hat in seinem Buche *Die steirische Reimchronik Ottokars und ihre Sprache* (Sitzungsberichte der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, Phil.-Hist. Klasse, 226. Bd. 4. Abhandlung, Wien 1950) darauf hingewiesen, daß Wien schon zur Zeit der Babenberger die reichste Stadt auf dem Boden des jetzigen Österreichs gewesen sei und der lieder- und sangesfrohe Mittelpunkt für alle mittleren Donau- und östlichen Alpenländer war. »Seine

beispielgebende Vorrangstellung hatte es also schon zu einer Zeit errungen, als Österreich selbst noch in mehrere Klein- und Kleinststaaten zerfiel, die untereinander in keinem festen Verhältnis standen; Wien behauptete diese Stellung über die Herrschaft Rudolfs von Habsburg hinweg bis zu seiner Erhebung zur politischen Hauptstadt des nunmehr geeinigten Österreich, bis zu seiner Glanzzeit als Kaiserstadt des habsburgischen Weltreiches und in vielen Dingen bis zur lebensfrischen Gegenwart.« (S. 77.) Aus der Sprache der mittelalterlichen Dichter weist er »den sehnsüchtigen Wunsch aller Dichter des Hoch- und Spätmittelalters« aus Steiermark, Kärnten und Tirol nach, »Wien zu besuchen, dort die Reimkunst zu erlernen und dadurch ihr künstlerisches Ansehen zu stärken«. Wenn wir nun noch in Betracht ziehen, daß Wien später durch viele Jahrhunderte unter den Habsburgern der Sitz der deutschen Kaiser war, und noch am Hofe MARIA THERESIAS die Wiener Mundart gesprochen wurde, dann verstehen wir, daß diese Mundart als besonders vornehm galt und vielfach nachgeahmt wurde. So kommt es, daß alle Stadtsprachen Österreichs, wenn auch in verschiedenem Ausmaß, Wiener Merkmale übernommen haben. Sie tun dies bis auf den heutigen Tag.

Schon seit der althochdeutschen Zeit waren die Länder Österreichs, die dann unter den Habsburgern zu einer politischen Einheit zusammengefaßt wurden, eh und je die Vermittler des aus dem Westen nach dem Osten fließenden Kulturgutes gewesen. Auf diese Weise gelangten viele Lehnwörter aus den österreichischen Dialekten in die Sprachen der angrenzenden Völker, der Tschechen, Slowenen, Kroaten, Ungarn, Italiener usw. Umgekehrt wurden aber auch aus allen diesen Sprachen Lehnwörter in die österreichischen Mundarten aufgenommen. Es ist naheliegend, daß auch Wien dabei eine bedeutende Rolle gespielt hat. Oft ist die Mundartkunde imstande nachzuweisen, daß die Weitergabe von Wien aus erfolgte. Ich will nur ein Beispiel nennen, das Wort *Rauchfang*. Dieses Wort wurde in der Aussprache der Wiener Mundart in die meisten Sprachen rings um Österreich übernommen.

Die bisherigen Ausführungen sollten zeigen, welche besondere Stellung der Wiener Mundart unter den übrigen Mundarten Österreichs zukommt. Wenn wir uns nun dem Wienerischen selbst zuwenden, so sei noch auf einen bemerkenswerten Tatbestand hingewiesen, der nicht nur für Wien, sondern für alle großen Städte gilt. Es ist fast wie ein Wunder anzusprechen, daß es in unseren heutigen Millionenstädten überhaupt noch eine Mundart gibt. Man würde dies eigentlich gar nicht erwarten, und doch ist es so. Wie aus dem Sonderheft über Berlin hervorging, lebt in Berlin auch heute noch eine dieser Stadt eigene Mundart. Ebenso hat auch Wien seine eigenständige Mundart behalten, noch dazu mit einem Lautbestand, der seit nahezu 600 Jahren fast unverändert geblieben ist. Viel hat dazu der Umstand beigetragen, daß die Stadt Wien bis zum Jahr 1857 durch die Festungsmauern auf einen recht kleinen Raum eingeengt war, der nur das Gebiet des heutigen 1. Wiener Bezirkes umfaßte. So konnte leicht eine sehr einheitliche Mundart bewahrt werden. Anders wurde dies nach den Stadterweiterungen. 1857 wurden die sogenannten Vorstädte als 2. bis 9. Bezirk angeschlossen, die weiterhin von einem Festungsgürtel umgeben waren. Erst im Jahre 1890 wurden die außerhalb des Festungsgürtels liegenden Gemeinden als 10. bis 19. Bezirk einverleibt. Diese beiden Stadterweiterungen haben im wesentlichen die heute bestehende Mundart geformt. Natürlich wurde schon in den Vorstädten nicht überall die gleiche Mundart gesprochen, wenn wir auch annehmen können, daß sie zur Zeit der Einverleibung im Jahre 1857 stark an das Wienerische angeglichen war. Einschneidender war die Vergrößerung Wiens im Jahre 1890. Damals wurden viele noch ganz ländliche Gebiete angeschlossen, von denen manche, wie die Weinorte Grinzing und Sievering, ihren bäuerlichen Charakter fast bis heute bewahrt haben. Als Auswirkung dieser Stadterweiterungen treten in den verschiedenen Bezirken Abweichungen der Mundart auf, die freilich noch nicht genau erforscht sind. Zur Uneinheitlichkeit trägt aber auch die

reiche soziale Schichtung der Großraumstädte bei. Aus ihr ergeben sich je nach der sozialen Herkunft Verschiedenartigkeiten, indem die Mundart mehr oder weniger an die Verkehrs- und Hochsprache angeglichen wird.

Wenn wir nun die Wiener Mundart als solche betrachten, können wir zunächst einmal feststellen: Das Wienerische ist eine oberdeutsche Mundart und gehört dem bairischen Dialekt an, der auch bairisch-österreichischer Dialekt genannt wird, weil zu ihm mit Ausnahme des Vorarlberger Dialektes, der dem Alemannischen zuzurechnen ist, alle österreichischen Dialekte gezählt werden müssen. Gewisse wichtige Merkmale beweisen die Zugehörigkeit des Wienerischen zum bairischen Dialekt: Es hat die hochdeutsche Lautverschiebung mitgemacht und besitzt also so wie die Schriftsprache die Mitlaute *pf, z, k* und *ff, ss, ch*. Freilich werden diese Laute in unserer Mundart vielfach anders gesprochen als in der Schriftsprache, z. B. *Bfeascha* »Pfirsich«, *Bfåff* »Pfaffe«, *Dsaid* »Zeit«, *wettßn* »wetzen«, *Gåssn* »Gasse«, *Ghind* »Kind«, *Buach* »Buch«. Zu den Kennzeichen des Gesamtbairischen und somit auch des Wienerischen gehört auch, daß viele Wörter, die in der Schriftsprache den Umlaut von *a* zeigen und im Mittelhochdeutschen mit *ä* oder *æ* geschrieben wurden, einen hellen *a*-Laut aufweisen, ein *a*, das noch heller ist als das in der Bühnensprache übliche, z. B. *Glachda* »Gelächter«, *Ghabfm* »Karpfen«, *Ghaas* »Käse«, *Haaring* »Hering«, *dsaach* »zähe«. Auch dort, wo das Mittelhochdeutsche und die heutige Schriftsprache den Laut *ei* aufweisen, fügt sich die Wiener Mundart in die Entwicklung, die der bairische Gesamtdialekt genommen hat, indem er diesen Laut in ein *oa* verwandelte, nur hat sie ihn später zu demselben hellen *a* verändert, das wir eben als Umlaut des *a* kennengelernt haben. Daher sagt man in Wien *Latta* »Leiter«, *Schraa* »Schrei«, *Laab* »Laib«. Allen bairischen Dialekten gemeinsam sind auch gewisse Wörter, die sonst in keinen anderen deutschen Dialekten vorkommen. Daher nennt man sie die bairischen Kennwörter. Auch sie finden wir im Wienerischen, wenn auch heute so manche verloren gegangen sind. Zu ihnen gehören zwei sehr interessante Wörter, nämlich *ees* = »ihr«, (mhd. *ez*) und *eng* »euch« (mhd. *enk*). In alter Zeit gab es in unserer Sprache nicht nur Ein- und Mehrzahl, sondern auch eine Zweizahl, die man dann gebrauchte, wenn man nur von zwei Personen sprach. Unsere Formen *ees* und *eng* sind eine solche Zweizahl, die dann auch für die Mehrzahl verwendet wurde. Wir finden sie nur im Gotischen, aber nirgends im Althochdeutschen schriftlich überliefert, obwohl sie mündlich auch damals vorhanden gewesen sein müssen, sonst könnten sie nicht heute noch weiterleben. Zum erstenmal erscheinen sie wieder geschrieben um 1280 bei dem Wiener Dichter JANSEN ENIKEL. Ein anderes solches Kennwort ist *Bfaad* = »Hemd« (mhd. *pfait*) und davon abgeleitet *Bfaadla* »Hemdenmacher«, heute im Aussterben, in meiner Kindheit aber noch ganz üblich. Völlig verschwunden ist schon in Wien die Bezeichnung *Iata* = *Erchtag* für »Dienstag«, aber noch im 18. Jahrhundert hieß dieser Tag so auf den Programmen des Burgtheaters.

Ungefähr bis zum Beginn des 13. Jahrhunderts stellte der bairische Dialekt eine einheitliche Sprache dar. Damals traten allmählich lautliche Veränderungen ein, die zu einer Dreiteilung des Gesamtdialektes führten. Daher unterscheiden wir heute das Nordbairische, Südbairische und Mittelbairische. Das Nordbairische wird auf österreichischem Staatsgebiet nicht gesprochen, das Südbairische umfaßt im wesentlichen die Länder Kärnten, Tirol und Steiermark, das Mittelbairische ist der Dialekt des Flachlandes und der an der Donau liegenden Gebiete. Ihm gehört auch das Wienerische an. Zu den besonderen Kennzeichen des Mittelbairischen gehört zunächst, daß die mittelhochdeutschen langen *e*-Laute als sehr offenes *e* gesprochen werden, d. h. sie haben die Aussprache, die für diesen Laut zur althochdeutschen Zeit im gesamten bairischen Dialekt gegolten hatte, bis heute beibehalten. So spricht man also in Wien *Glää* »Klee«, *wää* »weh« usw. (Der Buchstabe *ä* soll hier ein offenes *e* bezeichnen.) Nachdrücklich möchte ich hervorheben, daß in diesem Fall die Mundart einer Millionenstadt in zäher

Beharrlichkeit über tausend Jahre lang an einer Lautung festhält, die von den übrigen Dialekten aufgegeben wurde.

Ein Kennzeichen des Mittelbairischen ist auch die sogenannte mittelbairische Mitlautschwächung, die ungefähr um 1300 eintrat. Durch sie sind (außer den Doppelmitlauten) die früheren starken Mitlaute in schwache verwandelt worden. Daher heißt es in Wien *Vååda* »Vater«, *Buugl* »Buckel« usw. Auch für den Anlaut gilt dies; doch sei bemerkt, daß das Wienerische im Anlaut weder ein starkes noch ein schwaches *b* oder *p*, *d* oder *t* kennt, sondern einen mittelstarken Laut dafür spricht. Aus drucktechnischen Gründen verwende ich auch für diesen Laut die Zeichen *b* und *d*. In der Wiener Mundart werden also »Bad« = *Bååd* und »Puppe« = *Buppm*, »Dach« = *Dååch* und »Tag« = *Dååg* mit dem gleichen Anfangslaut gesprochen. Ebenfalls um 1300 vollzog sich eine weitere lautliche Veränderung im Mittelbairischen. Damals wurden die *r*- und *l*-Laute am Silbenende zu Selbstlauten verwandelt, und zwar wurde das *r* zu einem *a*-ähnlichen Laut. In Wien lautet daher das Wort »nur« = *nua*, »Bart« wird zu *Bååt*. Nach einem hellen *a* verschwindet das *a* völlig: *schwaa* »schwer«, *laa* »leer«. Der *l*-Laut wird nach einem dumpfen *a*, einem *o* oder *u* zu *i*, »Tal« wird also *Dååi* gesprochen, »Gold« = *Goid*, »Schule« = *Schui*. Nach jedem anderen Selbstlaut bleibt von dem *l* überhaupt keine Spur mehr, aber der vorangehende Selbstlaut wird verändert, z. B. wird *i* zu *ü*, daher *füü* »viel«; geschlossenes *e* zu geschlossenem *ö*, daher *Gsöö* »Geselle«; offenes *e* zu offenem *ö*, daher *hö* »hell«.

Die Mitlautschwächung und die Verwandlung der *r*- und *l*-Laute zu Selbstlauten war ein tief eingreifender Vorgang, denn fast jedes zweite Wort der Mundart ist dadurch verändert worden. Diese Neuerungen haben sich im wesentlichen an der Donaustraße ausgebreitet, wir können aber mit Sicherheit annehmen, daß sie von Wien ausgegangen sind. Daraus erkennen wir neuerlich, welch bedeutende Rolle schon damals die Mundart von Wien für das sie umgebende Dialektgebiet gespielt hat.

Von den weiteren lautlichen Besonderheiten des Wienerischen will ich nur noch hervorheben, daß es gemeinsam mit anderen mittel- und südbairischen Dialekten die Zwielaute *uo* und *ie* des Mittelhochdeutschen beibehalten hat. Die Schriftsprache hat sie zu einem einfachen *u* und *i* umgewandelt. Die Wiener sprechen also *Muada* »Mutter« (mhd. *muoter*) oder *liab* »lieb« (mhd. *liep*).

Wenn ich nun unsere Betrachtungen zusammenfasse, so kommen wir zu Ergebnissen, die den Leser in mancher Hinsicht überraschen werden. Wir können nämlich in der Wiener Mundart ein Nebeneinander von zäher Beharrlichkeit gepaart mit einer stets lebendigen Neuerungssucht feststellen. Ich habe bei mehreren Gelegenheiten darauf hingewiesen, wie viele Neuerungen von Wien aus in andere Dialektgebiete übertragen wurden. Daneben besitzt aber das Wienerische heute noch Lautungen, die bei den Selbstlauten um 1200 und bei den Mitlauten um 1300 entstanden sind, also ein wahrhaft ehrwürdiges Alter aufweisen. Damit soll nicht gesagt sein, die Wiener sprächen heute noch so wie vor 600 Jahren, aber im Grunde genommen haben sich diese Laute nur wenig verändert. Auch für den Wortschatz gilt dasselbe wie für die einzelnen Laute. Freilich ist die Geschichte des Wortschatzes viel zu wenig erforscht, aber wie aus einer Untersuchung WALTER STEINHAUSERS, *250 Jahre Wienerisch. Zur Geschichte einer Stadtmundart* (ZEITSCHRIFT FÜR MUNDARTFORSCHUNG 3/1953), hervorgeht, zeigt sich hier das gleiche Bild: Uralter Bestand von Wörtern, die seit der mittelhochdeutschen Zeit aus dem Gesamtdeutschen verschwunden sind, daneben aber ständige Neubildungen.

Die Sprache ist aber nichts Totes, sie lebt, und daher verändert sie sich auch ständig. So hat in die früher gerühmte Beharrlichkeit der Wiener Mundart die Entwicklung um die Jahrhundertwende eine Bresche geschlagen. Damals begannen unter einer Gruppe von Selbstlauten Wandlungen einzutreten, die immer stärkere Formen an-

genommen und das Wienerische stark verändert haben. Hauptsächlich handelt es sich dabei darum, daß die Zwielaute *au*, *äu* und *ei* in einfache Laute umgewandelt wurden. Daneben haben sich auch die *e*-, *o*- und *ö*-Laute geändert. Dadurch haben sich drei Schichten unter den Mundartsprechern herausgebildet, gegliedert nach ihrem Alter (die über 50 Jahre alten, die 30- bis 50jährigen und die unter 30 Jahren), welche die genannten Laute verschieden aussprechen. So vollzieht sich also sozusagen vor unseren Augen das hochinteressante Schauspiel einer Lautverschiebung.

WALTER STEINHAUSER

Slawisches im Wienerischen

Einer meiner entfernten Verwandten hatte zu Anfang der Dreißigerjahre dieses Jahrhunderts folgendes Erlebnis: Er fuhr fast täglich von Morzg bei Salzburg, wo er wohnte, nachmittags mit der Kleinbahn Berchtesgaden-Salzburg in die Landeshauptstadt. Eines Tages saß er in unmittelbarer Nähe eines Ehepaares, das, nach der Aussprache zu schließen, norddeutscher Herkunft war und sich von Berchtesgaden aus auch Salzburg ansehen wollte. Als der Zug in den Salzburger Bahnhof einfuhr, tippte die weibliche Ehehälfte ihren Mann an und rief erstaunt: »Ach sieh mal, Hermann, da hat's noch immer deutsche Aufschriften!«, worauf mein Verwandter sich nicht zurückhalten konnte, seinerseits ebenfalls erstaunt zu fragen: »Verzeihen, gnädige Frau! Was für Aufschriften haben Sie denn in Salzburg erwartet?« Nach einem kurzen Schweigen kam darauf die Antwort: »Och, ich dachte bloß, in Österreich wären die Aufschriften in einer anderen Sprache. Wir sinn nämlich aus Lüneburch.« Da der Zug hielt, mußte das bemerkenswerte Gespräch leider abgebrochen werden, man darf aber vermuten, daß die betreffende Dame slawische Aufschriften erwartet hatte, da ja Österreich bei vielen Norddeutschen als doppelsprachig galt, weil sie selbst oder ihre Vorfahren die altösterreichische Monarchie von Norden betreten hatten und bereits in der ersten oder zweiten Schnellzugstation nach Überschreiten der böhmischen oder mährischen Grenze doppelsprachige Aufschriften sahen und tschechisch reden hörten. Daß die donau- und alpenländischen Erblande mit Ausnahme von Südsteiermark, Südostkärnten und Südtirol rein deutsch waren, wußten manche Reichsdeutschen nicht, ja es kam leider auch vor, daß sie sich südlich des Brenners schon in dem ersehnten Italien wähnten und italienisch zu radebrechen anfingen.

Um also zu verhindern, daß die Überschrift dieses Aufsatzes aus dem erwähnten Grunde mißverständliche Vorstellungen wachruft, sei gleich anfangs bemerkt, daß sich die Altwiener Mundart bis in die erste Hälfte des 19. Jhds. überhaupt nicht wesentlich von den sie umgebenden niederösterreichischen Mundarten unterschied und daß auch das Neu- und Jungwienerische durchaus den Eindruck einer deutschen Stadtmundart macht, obwohl die im Folgenden zu behandelnden, in den letzten Jahrzehnten eingetretenen Veränderungen der Betonung und des Lautstandes durch slawischen Einfluß ausgelöst worden sind. Nur der lautkundlich, sprachgeschichtlich und kulturgeschichtlich Geschulte vermag im sprachlichen Antlitz Wiens einzelne Züge zu entdecken, die ihm verraten, daß die lebhaften Augen der altehrwürdigen und doch immer jungen *Vindobona* nicht nur mit Norditalien und Spanien, sondern auch mit den slawischen Ländern Altösterreichs und mit Ungarn geliebäugelt haben.

Als Veränderungen, die mit größter Wahrscheinlichkeit auf slawischen Einfluß zurückgeführt werden können, lassen sich folgende aufzeigen: 1. Die Jungwiener Betonung, 2. die Zusammenziehung der Zwielaute *ai (ei), au* und *äu (eu)* zu den Einlauten *ä* und *å*, vor *l* zu einem etwas gerundeten überoffenen Laut zwischen *ä* und *ö*, 3. der Zusammenfall der offenen und geschlossenen *e*-Laute in offenes *ę*, vor *l* in offenes *ö*, 4. die Abschwächung der ursprünglichen Doppelreibelaute *ff, ss, šš, chch* zu einfachen starken oder bloß halbstarken Lauten und schließlich zu den stimmlosen Lindlauten (Lenes) *f, s, š, ch*, mit der eine allmähliche Längung der vorhergehenden Selbstlaute Hand in Hand geht, 5. der Verlust der Näselung und 6. das Auftreten eines gerollten *r* an Wortstellen, an denen es die Altwiener Mundart nicht kannte.

Es würde den Rahmen dieses Beitrages sprengen, wollte ich allzusehr auf Einzelheiten eingehen. Nur um die Leser meiner Ausführungen nicht im Unklaren zu lassen, worum es sich handelt, möchte ich einige Beispiele anführen und zwei kleine Erlebnisse erzählen. Den eigenartigen Tonfall des »Plattendeutschen«, d. h. der Sprechweise der Wiener Plattenbrüder, jener die äußeren Stadtbezirke oft einschüchternden Vertreter des Faustrechts in Rudeln, habe ich bereits 1913 in einem allgemein verständlichen Aufsatz mit der Überschrift *Von der Wiener Volksmundart*[1] festgestellt. Nach vielen Jahren der Überprüfung meiner Beobachtung konnte ich dann 1951 in einem Vortrag über *Alt- und Neuwienerisch*[2] durch Vorsprechen eines jungwienerischen und eines tschechischen Satzes die Ähnlichkeit des Tonfalls der beiden Sprechweisen sozusagen ohrenfällig vorführen. In beiden Sätzen verlangsamt sich das Zeitmaß der Sprechtakte gegen das Ende des Satzes zu, die Stimme liegt hoch und sinkt erst während der letzten Hebung etwas ab, aber nur um etwa einen Ganzton, also bei weitem nicht so stark wie in der Bauernmundart; Tonbewegung und Zeitmaß hinterlassen den Eindruck der Totschlächtigkeit und ärgerlichen Gereiztheit, z. B. in dem Satz: »*Hörst d', wo bist denn dú aus-'kumma?*« Die Betonung entspricht aber natürlich nicht genau der tschechischen; sie ist nur durch die fremde Sprache ausgelöst. Allerdings läßt sich die richtige Vorstellung durch eine bloße Beschreibung schwer vermitteln; man muß das eben mit eigenen Ohren hören.

Auch auf die Vereinlautung (Monophthongierung) der Zwielaute *ai, au* und *äu* konnte ich schon 1913 hinweisen, doch bemerke ich soeben, daß sie bereits Karl Luick vor 1904 aufgefallen war.[3] Außerdem erinnere ich mich an zwei kleine Begebenheiten, durch die diese Erscheinung ebenfalls für die Jahre 1905-1910 als ganz geläufig verbürgt wird, so daß sie wohl schon im 19. Jhd. aufgekommen sein muß. Ich wirkte nämlich damals mit an einem von Kollegen der Maturajahrgänge 1904 und 1905 des Schottengymnasiums gegründeten Dilettantenkabarett unter dem Namen »Der arme Heinrich«, einer Vereinigung burgtheaterbegeisterter Jünglinge, die es sich zur Ehre anrechneten, bei bekannten Familien Vorstellungen geben zu dürfen. Eine Nummer der Spielfolge bildeten Wiener Lieder und Bänkel, vorgetragen von Emerich Reimers (heute Burgschauspieler) und Hannes Plenk (heute Professor der Histologie). Das war 1905 oder 1906. Nach meiner Erinnerung wurden in diesem Rahmen in dem Heurigenlied »Wås wäß darr Mēnsch, wås murg'n no' is! Vielleicht is 's murg'n scho' aus. Drum, Kinder, stößt's de Glasln z'såmm'! Heut' geh' ma nimmer z'Haus!« die *ei, au* und *eu* in den Wörtern *vielleicht, aus, heut', z'Haus* schon als *ä* und *å* gesungen. So habe ich es im Ohr und Kollege *Reimers* bestätigt es mir. Daß auch ein Teil des Adels und der höheren

[1] Verf., Österreichische Rundschau 34 von 1913, S. 315.

[2] Gehalten im Wiener Verein „Muttersprache" am 12. Dezember 1951, gedruckt in erweiterter Fassung unter der Überschrift „250 Jahre Wienerisch. Zur Geschichte einer Stadtmundart" in der Zs. f. Mundartforschg. 21, 1953, S. 174.

[3] Vgl. K. LUICK, Lautlehre mit besonderer Berücksichtigung der Sprechweise Wiens und der österreichischen Alpenländer, 1904, S. 37, § 76 und S. 76, § 142, ebenso in den nur wenig veränderten Auflagen von 1923 und 1932.

Beamten damals schon *äe* und *åo* mit einander angenähertem Anfangs- und Endlaut sprach, beweist folgendes Erlebnis: Ich tanzte in den Jahren zwischen 1905 und 1910 einmal auf einem Ball mit der Tochter eines höheren adeligen Staatsbeamten und leitete als angehender Mundartforscher und Lautkundler das Ballgespräch in äußerst »gewinnender« Weise mit der Frage ein, warum meine Partnerin immer *åos* und *nach Håose* u. ä. sage. Ihre *au* waren mir aufgefallen, weil sie den Anfangslaut in einer mir geziert klingenden Weise ganz besonders *o*-artig aussprach. Doch ach, die junge Dame zog mich daraufhin sanft, aber bestimmt an der Hand zu ihrer Mutter an die Wand und teilte ihr meine Bemerkung wie eine wichtige Neuigkeit mit. Da stand ich nun wie ein begossener Pudel und stammelte als Entschuldigung, ich hätte meine Beobachtung ja nicht als Tadel gemeint usw. Glücklicherweise war die »Mama« eine geistig hochstehende, freundliche Dame, die den künftigen Professor richtig »einzuschätzen« wußte. Die beiden Begebenheiten sind mir aber in so lebhafter Erinnerung geblieben, daß ich das Gehörte zeitlich ziemlich genau festlegen kann. Die Richtigkeit dieser Erinnerung wird dadurch erhärtet, daß mein Offiziersdiener RUDOLF JANKER, dessen köstliche Erzählung aus seiner Lehrjungenzeit ich im Felde 1915 lautgetreu aufzeichnete [4], um 1880 geboren war und die Einlaute, die bei ihm schon ganz fest waren, kaum erst im 19. Jhd. angenommen, sondern doch wohl schon während seiner Lehrjahre oder im Elternhause sprechen gelernt haben dürfte.

Kurz nach meinem Vortrag in der »Muttersprache« erschien EBERHARD KRANZMAYERS ausgezeichnete, aus sorgfältigsten Beobachtungen an 500 Wienern und einzelnen in Wien lebenden mehr oder minder verwienerten Tschechen erwachsene Untersuchung *Lautwandlungen und Lautverschiebungen im gegenwärtigen Wienerischen* [5], in der nicht nur die Betonung und die Vereinlautung sowie die oben aufgezählten Lautveränderungen 3-5 auf Grund von Vergleichszählungen als Folge der ständigen Einwirkung der slawischen und anderer Fremdsprachen auf die gehobene Umgangssprache der Adels-, Offiziers- und Beamtenkreise des Vielvölkerstaates erwiesen, sondern auch Beobachtungen und Gedanken mitgeteilt werden, die für Lautwissenschaft (PHONETIK) und Lautvorstellungskunde (PHONOLOGIE), für Sprachgeschichte und Gesellschaftslehre von großer Wichtigkeit sind. Wir wissen jetzt, daß auch die Vereinlautung eine Folge des aus dem Slawischen stammenden Falldrucks ist. Nach meinen Beobachtungen ist sie allerdings bedeutend älter als die andern jungwienerischen Wandlungen und zugleich auch aus dem unbewußten Streben erwachsen, die slawischen *aj* und *au*, die mit reinem *a* einsetzen und mit geschlossenem *i*, bzw. *u* enden [6], zu vermeiden; sie wäre somit noch als eine Abwehr gegen den slawischen Einfluß, als eine Art Über-Selbstbehauptung zu verstehen.

Die Wandlungen 3 - 6 lassen sich nur aus slawischer Einwirkung erklären, zeigen also eine weiter vorgeschrittene Beeinflussung infolge Annahmebereitschaft an. Die 3. Lautänderung, die *e*-Verwirrung, läßt zwei Entwicklungsstufen erkennen. Die erste, die in einer Verengung der offenen und geschlossenen *e*-Laute des Altwienerischen besteht, hängt m. E. nicht mit den erwähnten Vorgängen zusammen, weil sie sich auch in niederöster-

---

[4] Vgl. Verf., Beiträge zur Kunde der bairisch-österreichischen Mundarten II/1. Textproben (Sitz.-Ber. d. Akad. d. Wiss. in Wien, phil.-hist. Kl., 195. Bd., 4. Abh., S. 14 ff.)

[5] Vgl. E. KRANZMAYER, Zs. f. deutsche Mundartforschung 21 von 1953, S. 197 - 239; ders. Historische Lautgeographie des gesamtbairischen Dialektraumes. Wien, Österr. Akademie d. Wissensch. 1956: Einleitung 4, 26 - 29 und 38; Hauptteil § 41, 13 d1, 34 j3 und 46 d. - ANTON PFALZ, Reihenschritte und Vokalismus (Sitz.-Ber. d. Akad. d. Wiss., phil.-hist. Kl., 190. Bd., 2. Abh., 1918).

[6] Auch die Magyaren sprachen unsere ei und au bis in den Anfang dieses Jahrhunderts auf ihre Weise als áj und áu, und dementsprechend druckte die Wiener humoristische Wochenschrift FIGARO (1857-1919) das ei in den deutsch radebrechenden Betrachtungen des Herrn Szombáth Kálmán usw. als aj (z. B. naj „neu", dajtsch „deutsch"). Erst seitdem das wienerische ä und å sozusagen salonfähig geworden waren, setzten die Magyaren beim Deutschreden für ei und au ihr entsprechendes überoffenes e (spr. ä) und dumpfes a (spr. å) ein.

reichischen Bauernmundarten findet, in denen weder von einer Beeinflussung durch das Slawische noch durch das Jungwienerische mit seinen Einlauten an Stelle der Zwielaute die Rede sein kann. Sie wird daher auch im Wienerischen auf dieselbe Ursache zurückgehen wie in den Bauernmundarten. Die zweite Entwicklungsstufe hingegen, der Zusammenfall der offenen und geschlossenen *e*-Laute in offenes *ę* in Lautungen wie *sęgn* für »sehen« und »Segen« (das Zweite altwien. *segn)* oder *bętt* für »(ich) bete« und »Bett«(das Zweite altwien. *bett*) verrät sich schon durch seine Beschränkung auf Wien als eine Folge der durchaus offenen Aussprache des *e* im Tschechischen. Ebenso ist die Vereinfachung der ursprünglichen Doppelreibelaute und ihre Abschwächung unter gleichzeitiger Längung der vorhergehenden Selbstlaute aus dem Ersatz des scharfgeschnittenen Anschlusses des Reibelautes an den vorhergehenden Selbstlaut durch den im Slawischen üblichen schwachgeschnittenen zu erklären, d. h. es wurde altwienerisch *wis-sn* »wissen« nach dem Klangvorbild von tschechischen Lautungen wie *ly-sý* »kahl« oder *ti-síc* »tausend« zu jungwienerisch *wi-ßn*, und das führte schließlich bei einem Teil der Jungwiener Kinder zur Aussprache *wī-sn* mit lindem, stimmungslosem *s* und damit zum Zusammenfall mit dem Worte »Wiese«. Auch der Verlust der Näselung, der so wie die Vereinlautung hier und dort an der östlichen Sprachgrenze zu beobachten ist [7], findet seine beste Deutung aus der heutigen Unfähigkeit der Slawen (mit Ausnahme der Polen), genäselte Laute zu sprechen. Daher der Zusammenfall der Wörter »(ich) nähe« und »nein« in *nā* oder »Mai« und »mein« in *mä*. In dem Auftreten eines gerollten *r* an Wortstellen, an denen es die mittelbairischen Mundarten nicht kennen, d. h. vor Mitlauten und im Auslaut, habe ich schon 1913 slawischen Einfluß vermutet, vgl. Lautungen wie *Schoarrff geh' ma' 's å!* »Scharf, schneidig wollen wir es anpacken!« oder *Gånarr farrdechtęga!* »Gauner verdächtiger!« Wenn man sich fragt, welche von diesen Erscheinungen sich in der Zukunft halten und verbreiten werden, darf man vielleicht folgende Vorhersage wagen: Die Vereinlautung und die Abschwächung der Doppelreibelaute in Verbindung mit einer gewissen Längung der vorhergehenden Selbstlaute haben Aussicht, die Städte und Verkehrslandschaften der östlichen Hälfte Österreichs zu erobern, wobei die zweite Erscheinung nachhinken wird; die andern Veränderungen - Betonung, *e*-Verwirrung, Verlust der Näselung und gerolltes *r*, - dürften sich hingegen kaum durchsetzen, sondern durch den Zuzug aus der ländlichen Umgebung und durch die Abnahme des tschechischen Bevölkerungsteils seit 1945 wieder rückgängig gemacht werden.

Die einzige Erscheinung des Wortgebrauchs im Satzgefüge, für die man früher einmal, als man ihre Verbreitung noch nicht kannte, ohne weiters slawischen Einfluß verantwortlich machte, ist hinsichtlich der Voraussetzungen ihres Aufkommens nicht dem Slawischen nachgebildet, weil sie auch in Gegenden vorkommt, wo slawischer Einfluß ausgeschlossen ist, so z. B. in der Schweiz, im westlichen Mitteldeutschland und in Niedersachsen. Wenn also die Wiener Mundart und Halbmundart die Fügungen *Setzen wir sich!* und *Wir haben sich gut unterhalten* verwendet, ist das im deutschen Westen nicht unbekannt [8]. Die Erscheinung findet sich im Niedersächsischen, in ganz Mitteldeutschland samt dem Ostfränkischen und im Hochalemannischen, hingegen nicht im Schwäbischen und Bairischen außer Wien, und ist veranlaßt durch den Zusammenfall der drei Personen der Mehrzahl beim Zeitwort im Niedersächsischen und Hochalemannischen und durch den frühen Zusammenfall der 1. und 3. Pers. d. Mz. im Mitteldeutschen (im Leidener WILLIRAM:

[7] So in der Wischauer Sprachinsel östl. v. Brünn, bei Gratzen in Südböhmen, im mittleren Bayrischen Wald und Böhmerwald zw. Donau und Neumark und auf großer Fläche im Neiderländer Schlesischen an der Oder bis weit nach Posen hinein, vgl. WALTHER MITZKA, Das Schlesische in der Dialektgeographie (Vierteljahrsschrift „Schlesien" 1957, H. 2, S. 3).

[8] Vgl. K. G. KELLER, Deutscher Antibarbarus. Beiträge zur Förderung des richtigen Gebrauchs der Muttersprache. 2. Aufl. 1886. II, S. 48 f.

11. Jhd.) und Ostfränkischen, während die schwäbischen und bairisch-österreichischen Mundarten die 1. und 3. Pers. d. Mz. bis heute unterscheiden (schw. *-ə: -ət*, bair. *-n: -nt*)[9]. Im Mitteldeutschen wird der Ersatz des rückbezüglichen »uns« durch »sich« noch gestützt durch den Zusammenfall der unbetonten Formen von »wir« und »man« (entweder *mə* oder *mr*)[10]. Doch kann das letzte nicht die eigentliche Ursache sein, weil »wir« und »man« auch im Bairischen mit Ausnahme der beharrsamen Mundarten zusammengefallen sind (in *mă* oder *mər*); im Mittelbairischen lautet sogar die betonte Form von »man« nicht *mâ*^{n}, sondern *miă*. Aus diesem Grunde kann »wir sich« in Wien nicht bodenständig sein; es dürfte sich wohl unter dem Einfluß der vielen Nordsudetendeutschen und Schlesier (der *Schlasinger*) entwickelt haben. Ob dabei das Tschechische, dessen *se* für alle Personen gilt, eine Rolle gespielt hat, läßt sich schwer feststellen.

Was den Wortschatz betrifft, finden sich im Wienerischen Lehnwörter aus dem Slawischen, die 1. auch in schriftsprachlicher Lautung und Bedeutung bekannt sind, 2. solche, die in Altösterreich mehr oder weniger üblich waren, und 3. lediglich wienerische Entlehnungen.

1. Schriftsprachliche Lehnwörter: *Zeisig* nur in der Verkleinerung (Verkl.) *Zeis(s)erl*; *Stieglitz* »Distelfink«; *Nikowitz* »Bergfink«, nur in der Bedeutung »Knirps« (spr. *nîgawits*)[11]; *Trappe* (spr. *dråpp*); *Zobelpelz*; *Ziesel* in der Zusammensetzung und Lautung *Erdzeisel* (altentlehnt aus tschech. *sysel*, woneben spätmhd. *zisel* mit kurzem *i*); *Hamster* samt den Ableitungen *hamstern* und *Hamsterer* in übertragener Bedeutung; *Gritsch* in den Bedeutungen »Hamster« (altwien.) und »Knirps« samt der Verkl. *Gritscherl* »schwächliches Kind«; *Schöps* vor allem im Eigenschaftswort *Schöpsernes*, erg. »Fleisch«; *Mammut; Karausche*, ein Fisch, in der Verkl. *Gáräusel; Schlammbeißer* statt *-beißker*[12], *Wildschur* »großer Reisepelz« (nur altwien.); *Saffian*; *Sämischleder*; *Juchten; Preißelbeere; Reizker* »Rötling«, ein Pilz (tschech. *ryzek*, Wesf. *ryzku*); *Kren* »Meerrettich«, in dieser und in übertragener Bedeutung in der Redensart *sich einen Kren geben* (gewissermaßen »sich selbst Kren unter die Nase halten und deshalb die Nase hoch tragen, hochnäsig sein«); *Gurke* in der Lautung *Umurke* (ursprünglich **Ungurke* aus altslaw. **o^{n}gurka*); *Quark* nur in der Bedeutung »minderwertige Sache« aber in der Verkl. *Quargel* »stinkender Weichkäse in kleinen Laibchen« (der Quarkkäse heißt in Österreich *Topfen); Paprika; Dudelsack* mit den Ableitungen *dudeln* »jodeln« und *Dudler* »Jodler, Gesang ohne Worte«; *Polka; Mazurka; Grenze* (altwien. noch *Granitz* mit hellem Umlaut-*a*); *Dolmetscher; Pußta; Petschaft* mit der verkürzenden Ableitung *petschieren* »ein Siegel mit Handstempelabdruck versehen«, dann auch »übers Ohr hauen; schwängern«, und den Zusammensetzungen *Petschierstöckel* »Petschaft« und *Petschierwachs* »Siegellack« (nur altwien.); *robotten; Grippe; Pogrom; Ukas; Halunk(e)*;

---

[9] Vgl. OTTO BEHAGHEL, Deutsche Syntax I A von 1923, S. 304, § 194 A, samt dem dort angeführten Schrifttum; die von B. vorgetragene Ableitung dieses „sich" statt „uns" aus dem Wenfall, ahd. unsih, ist unhaltbar. - OSKAR WEISE, Ein angeblicher Slawismus in unserer Sprache (O. Lyons Zs. f. d. deutsch. Unterricht 14 von 1900, S. 465, Sprechzimmer 1., samt Schrifttum). - JAKOB GRIMM, Deutsche Grammatik IV von 1837, S. 36 f. - HEINRICH HOFFMANN, Fundgruben f. Gesch. d. deutschen Spr. u. Lit. II von 1837, S. 304, V. 22: wir weln sich weren (14. Jhd., ostmitteldeutsch). - HUBERT GRIMME, Plattdeutsche Mundarten, (Samml. Göschen Nr. 461, 2. Aufl. von 1922, S. 118, § 288). - KARL KÖSTER, Zs. f. d. dtsch. Unt. 15 von 1901, S. 804, Sprechzimmer 1. - SCHWEIZER IDIOTIKON VII von 1913, Sp. 151 und Beitr. zur Schweizerdeutschen Grammatik, z. B. WALTER CLAUSS, Die Mundart von Uri (Bd. 17 von 1929, S. 192, § 143 Anm.) usw.

[10] Vgl. ERNST GÖPFERT, Die Mundart des sächsischen Erzgebirges. 1878. S. 75.

[11] Auch die Bauernmundart verwendet ein und dasselbe Wort, nämlich Pienk (spr. bęånk), in den beiden Bedeutungen „Bergfink" und „Knirps".

[12] J. A. SCHMELLER (I, 292) führt auch die jüngere Lautung Bißgurre an. Aber unter einer Bißgurn versteht man in Wien ein bissiges Weib; man dachte dabei in älterer Zeit wohl an eine bissige Stute (Gurre), da ja der Fisch nicht beißt, vgl. die Zusammensetzung Saichgurre „harnende Stute", ein Knappenausdruck für einen Wasserfall, der dem salzburgischen Orte Saigurn bei Kolm im Raurisertal unterhalb des Sonnblicks den Namen gegeben hat. Es fragt sich, ob die Zusammensetzung Bißgurre als Bezeichnung eines bissigen Weibes eine ursprüngliche Bildung ist oder nur in den bereits vorhandenen Fischnamen hineingedeutet wurde.

Schubjack; Knute; Karbatsche samt dem Zw. *karbatschen* »prügeln«; *Peitsche; Kummet, Kalesche, Kalesse* in der Lautung *Galess(e)* »leichte Kutsche« (aus ital. *calesse* und dieses aus tschech. *kolesa*, dass.) [13]; *Tornister; Säbel; Pistole; Haubitze; Dragoner* samt der Zusammensetzung *Kucheldragoner* »stämmige, derbe Köchin«; *Ulan(e)* (altwien. *Hulaner, Holaner)* samt *Ulánka* »Waffenrock der Ulanen« und *Tschapka* »Tschako«; *Bosniák* »Fußsoldat aus Bosnien« (veraltet), heute noch in übertragener Bedeutung »Brötchen aus dunklem Mehl«; *Kosák* in eigentlicher und in der übertragenen Bedeutung »Falsch-, Hasardspieler« (altwien.); *Polák* »*Pole*« und in übertragener Bedeutung »1. stämmiger Mensch, 2. Schlag aufs Gesäß« (altwien.) sowie das davon abgeleitete Zeitwort *polakieren* »übervorteilen, prellen«; *Slowák* (spr. *Schlowáck)*, besonders »slowakischer Hausierer mit Löffeln und einfachen Messern«; *Kroát(e)* (spr. *Gråwåd*), besonders »kroatischer Hausierer mit Kinderspielzeug und verschiedenen Kleinigkeiten«, auch »armer, mittelloser Mensch« in den Redensarten *Zahl', Krawat!* und *Der Mensch ist kein Krawat; Bolschewik.* Mit slawischer Endung gebildet sind *Trainák* »Troßsoldat« und *Böhmák* »tschechischer Dickkopf« [14].

2. In Altösterreich mehr oder weniger weit verbreitet waren die Wörter: *Dirndelbaum* »Kornelkirsche« (ahd. *tirnpaum*, mhd. *direnzen* aus frühslaw. **dernŭ* bzw. **dernica*, sloven. *dren*, tschech. *dřín*, mit Verschleppung des *i* im Deutschen aus der Ableitung, wo es vor dem *i* der slawischen Nebensilbe lautgesetzlich war, ins unabgeleitete Grundwort); *Hetschepetsch* »Hagebutte, Heckenrose« (aus mhd. *heck* »Hecke« + tschech. oder sloven. *šipek* »Hagedorn« oder + *šipečje* »Hagedornbusch«); *Powidel* »Pflaumenmus« (tschech. *povidlí*); *Bramburi* »Kartoffel« (tschech. *brambory); Wuchtel* »derbes, viereckiges, hohes, im Backrohr gebackenes Hefenküchlein« (tschech. *buchta); Dalken* »rundes, flaches Pfannküchlein, das in der Mitte eine mit Fruchtmus gefüllte Grube hat« (tschech. *vdolek*, Mehrz. *vdolky*) [15]; *Liwanzen* »gegossene, saftige Küchlein, die in einer besonderen, mit Vertiefungen versehenen Pfanne in Fett ausgebacken und dann mit Zucker und Zimt bestreut werden« (tschech. *livanec*, Mz. *livance*); *Golatschen* »runde, im Rohr gebackene Hefenküchlein mit Powidel und Topfen oder Mohn in der Mitte« (tschech. *kolač*); *Pogatscherln* »runde Küchlein aus mürbem Teig, häufig mit *Grammeln* (Fettgrieben)« (sloven. *pogáča*, vielleicht auf dem Wege über magy. *pogácsa*); *Powideltatschkerln* »mit Pflaumenmus gefüllte Teigtäschchen«, die bald viereckig aus dem Teig geschnitten, bald rund ausgestochen werden (nach HANS SCHIKOLA vielleicht zu mhd. *tartsche* »kleiner, länglicher Schild, in diesem Fall aber über sloven. *târčka* neben *târčica* als Verkl. zu *târča* 1. »Schild«, 2. »Zielscheibe« oder über magy. *tárcska* »Scheibchen« zu *tárcsa*; denn im Tschechischen heißt die Zielscheibe *terč*. Vgl. dazu die *Pofésen*, schon mhd. *pavesen* »je zwei aufeinandergelegte Semmelscheiben mit dazwischenliegendem Kalbshirn« von ital. *pavese* »nach Pavia benannter großer, länglicher Schild«); *Skubanken* »Kartoffelnocken, in Fett leicht geröstet, oft mit Mohn bestreut« (tschech. *škubánky* neben *šklubánky*); *Tópfenháluscha* »kleine in Wasser gekochte Mehlnockerln (Spätzle), die mit Topfen bestreut und mit Fett übergossen werden« (tschech. *haluška* »kleiner Kloß, kleine, dicke Nudel«); *Jause* »kleine Nachmittagsmahlzeit« (slaw. *južina* »Mittagsmahl-

---

[13] Kalesse ist die mitteldeutsche Lehnform aus derselben Grundlage. Kalesche hingegen stammt aus franz. calèche und dieses aus tschech. koleska, dass.

[14] Der Tscheche wurde in Österreich Böhm genannt. Das Zw. böhmáckeln bedeutet „mit tschechischer Betonung und Lautgebung deutsch sprechen“.

[15] Davon sind zu unterscheiden die im Burgenland, in Steiermark, Kärnten und Osttirol üblichen Talggen, d. i. „geröstete und in Milch verrührte Hafergrütze“. Die Wortsippe Talgg(e) 1. „etwas Breiiges“, 2. „Tölpel“ hat mit den beiden Wörtern nichts zu tun, vgl. E. KRANZMAYER, Kärntner Bauernkost und ihre Geschichte (Carinthia I, 139. Jg. von 1949, S. 458 ff.).

zeit« mit Bedeutungsverschiebung)[16]; *Sliwowitz* »Pflaumenbranntwein« (spr. *šlīgawits*, tschech. *slivovice*); *Motschker* »Tabaksaft und -rückstand in der Pfeife« (tschech. *močka* »Saft«) samt den Zww. *motschkern* »Kautabak kauen« und *vermotschkern* »verderben«; *Möring* »Abzugsgraben, Kloake« (nur altwien., urkundl. *mörich*, wohl altslaw. *morića* »Pestgraben« wegen des Gestankes und der Seuchengefahr); *(T)schinackel* »1. Kahn, 2. großer Schuh« (mit *i* aus *ü*; Verkl. zur serbokroatischen Verkl. *čûnak* »kleiner Kahn, Weberschiffchen«); *Anze* »Gabeldeichsel (tschech. und sloven. *ojnice*); *Kraxe* »Tragreff«, auch »altes Weib« (frühslaw. **krašnja*, heute sloven. *krošnja*) samt der Redensart *Buckel-kraxen* tragen »(ein Kind) auf dem Rücken tragen«; *Dêse* »hölzerner Behälter für Fett, Salz oder Mehl« (altwien.; altslaw. **dêža* »Backtrog«. Diese Bedeutung hat das Wort noch in der deutschen Mundart von Kärnten); *Tuchent* »Federbett« (tschech. *duchenka* neben *duchna*); *Rabisch* »Kerbholz« (altwien., spr. *råwiš*; im 15. Jhd. entlehnt aus tschech. und sloven. *rováš*)[17]; *Titschkerl* 1. »länglich rundes, an beiden Enden zugespitztes Schnellhölzchen« (tschech. *tyčka* »Stange, Stecken«, sloven. *tîček* »kleiner Pflock«, Wesf. *tîčka*), 2. »Bajonett, Penis« (tschech. *dýčka* »kleiner Degen«); *Wabe(n)* »alte Frau« (tschech. und sloven. *bába* »Großmutter, alte Frau«); *le!* »da, nimm!« (tschech. *hle!* »sieh!« In den Bauernmundarten nur als Lockruf für die Lämmer bekannt); *pomáli* »gemächlich« (tschech. *po malé*, sloven. *po mále* neben *-em, -u, -o* um weniges, nach und nach, allmählich«); *Kaluppe* »halbzerfallenes, verwahrlostes altes Haus« (tschech. *chalupa* »Hütte, Haus eines Kleinbauern«); *Keusche* »Häuschen eines Kleinbauern oder Tagelöhners, minderwertiges Haus« (tschech. *chyše*, sloven. *hîša* »Haus, Hütte«); *Tschusch, -en* »Spitzname für die Südslawen«, im ersten Weltkrieg auch übertragen auf »die Zivilkutscher der galizischen Landesfuhrwerke« (sloven. *čûš* und *čûž* »Dummkopf«, scherzhafte Bildung aus dem häufig gebrauchten Wörtchen *čûš* statt *čuješ* »hörst du?«)[18]; *Zópak, -en* »Spitzname für die Tschechen und Slovaken« (wegen der häufigen Frage *co pak?* »was denn?«); *Zoberl* »leichtsinniges Frauenzimmer« (wohl verbaierte Lautung aus mitteldeutsch. **Zobechen*, niederdeutsch. **Ssobeke* aus russ. *sobáka* »Hund«, kaschub. »unzüchtiger Mensch«, vgl. *Zauke* »Hündin« samt der Kreuzungsform *Zaupe* aus russ. *súka* »Hündin«, *sučka* »Hure«).

3. Für ausgesprochen wienerische Ausdrücke halte ich folgende Wörter. Ob und inwieweit sie durch Angestellte und Arbeiter in Österreich außerhalb Wiens bekannt geworden sind, konnte ich in der zur Verfügung stehenden Zeit nicht feststellen: *Strizzi* »arbeitsscheuer, unzuverlässiger Bursche« (altwien. »Zuhälter«, spr. *šdrītse*, alwien. *šdrīdse*; aus tschech. *strýc* »Vetter«, biegt *strýce, -i, -e, -i, -i, -em*)[19]; *Biez* »kecker, herausfordernder Bursche« - vor dem Aufkommen des Wortes *Schlurf* auch »Vorstadtgigerl« - , spr. *bīts*. (Tschech. *bijec*, biegt *bijce* usw., daneben auch Werf. *bijce* und *bitec*, *bitce* »Schläger, Kämpfer«, also einer, der gleich zuschlägt oder auch rasch mit dem kurzen Messer bei der Hand ist)[20]; *Klapetz* und *Klapschi* »kleiner Junge«, aber auch »liederlicher Bursche« (altwien.; tschech. *chlapec*, *chlapce* sowie *chlapček* und *chlapčík*, dass.): *Léschak* »Bengel, lebhaftes, kräftiges Kind« (altwien.; tschech. *ležák* »Lieger, Stuben-

---

[16] Nach E. KRANZMAYER, Kärntner Bauernkost (a. a. O. S. 448 ff.) und ders., Die steirische Reimchronik Ottokars und ihre Sprache (Sitz.-Ber. d. öster. Akad. d. Wiss., phil.-hist. Kl., Bd. 226, 4. Abh. von 1950, S. 61) aus tschech. mundartl. *joužina. Aber dieses Wort ist gerade im Tschechischen nicht belegt, auch nicht im Alttschechischen; dafür svačina.

[17] Zu rýti „graben, kerben, gravieren"; tschech. rabuše ist aus dem Deutschen rückentlehnt.

[18] Vgl. ERICH BERNEKER, Slawisches etymolog. Wörterbuch I von 1908-1913, S. 162, und MAKSIMILIAN PLETERSNIK, Slovensko-nemški slovar I von 1894, S. 117 f. Tschech. číš, alt čuš, poln. czusz haben die Bedeutung „nämlich" angenommen.

[19] Vgl. franz. cousin mundartl. „Lustknabe, Betrüger" und cousine „Straßendirne".

[20] Die im Berliner Heft der MUTTERSPRACHE gegebene Erklärung von Biez aus Bīdsl „Zorn", das selbst auf ital. bizza „Jähzorn" zurückgeht, ist wegen der Unmöglichkeit der Wortbildung verfehlt.

hocker, Faulpelz«)[21]; *Schwérak* »schelmischer, heiterer Mensch« (altwien.; tschech. *čtverák* »Spaßvogel, Schalk«); *Mamlas* »Tölpel« (tschech. *mamlas* »Schlingel, Lümmel«); *Babschinek* »unfähiger, beschränkter, feiger Mensch« (altwien.; wohl tschech. **babřinek* zu *babrač* »Sudler, Pfuscher«); *Drahanek* »Drehorgelspieler«, aber auch als Begrüßung *Jessas, der Drahanek!* (altwien.; Name eines beliebten Volksmusikers von tschech. *drahánek* »Liebling«, umgedeutet auf das *Drān* »Drehen« der Drehorgel); *Balsch* »Dummkopf« (altwien.; wohl tschech. *baleš, balše* »Dalken ohne Obstmus«); *Hallawachel* »Windbeutel« (mit Anlehnung an das Wort *Windwachel* »Windbeutel« umgebildet aus tschech. *kmotr halabala* »Gevatter Schleuderer, Schludrian«, altwien. auch »vierschrötiger Tölpel«, wobei vielleicht tschech. *halama* »Bengel, Lümmel« hineingespielt hat); *Damleschi* »unvorsichtiger, ungeschickter Mensch« (tschech. *tam leží* »da liegt er«, also gewissermaßen ein *Bums-di'-Nazl*, wahrscheinlich ursprüngliche Bezeichnung ungeschickter, leicht fallender Kinder); *Wenzel* »Tscheche« (gekürzt aus alttschech. **Ve^{n}ceslav*); *Juri* »Slawe aus Ungarn, Slovak oder Kroate« (slovak. und kroat. *Juri* »Georg«); *Márianka* »tschechisches Mädchen« (tschech. *Marjanka*, Verkl. zu *Maria*); *Bábuschka* »altes tschechisches Weib« (tschech. *babuška*); *Frau Blaschke* »eine Leichtgläubige« in der Redensart *das kannst d' der Frau Blaschke derzählen* (vielleicht tschech. **blažka* »die Einfältige« zu *bláha* »der Einfältige«, wenn nicht etwa Name einer bekannten Frau); *Fräula Schlitzki* »liederliches Frauenzimmer« (altwien.; tschech. *slizký* »schlüpfrig«); *Pawlatsche* »zerbrochenes Fahrzeug oder Gerät«, altwien. 1. »offener Holzbalkon im ersten Stock auf der Hofseite alter Häuser«, 2. »einfache Bühne für Volkssänger, oft nur einige Bretter, die auf Fässern ruhten« (tschech. *pavlač* »offener Holzbalkon«); *Klitsch* »Nachschlüssel« (jenisch; tschech. *klíč* »Schlüssel«); *Nusch* »Messer« (jenisch; tschech. *nůž* dass.); *Kudlitschka* »einfaches Taschenmesser, -veitel« (tschech. *kudlička*); *Dobánken* »dicksohlige, manchmal mit Nägeln beschlagene Halbstiefel« (altwien.; tschech. *topánky* »Halbstiefel«); *Maschkibuschki* »überladener Putz« (altwien.; wohl tschech. *mašli i bůstki* »Zierbändchen und Glasperlen«); *Wutki* »Schnaps« (pol. *nieco wótki* »etwas Schnaps« mit dem Wesf. nach dem Fw. *nieco* »etwas«; *ó* spr. *u*); *Pénise* »Geld« (tschech. *peníze*); *Blatti, Sablátti* 1. »zahlen!«, 2. »Geld« (tschech. *platit* »zahlen!«, *zaplatit* »bezahlen!«); *Schéstak* »6 Kreuzer Konventionsmünze«, später »10 kr. österreichischer Währung, das sogenannte *Sechserl*« (altwien.; tschech. *šesták*); *Naschiwaschi* »das Pharaospiel, ein Hasardspiel« (altwien.; tschech. *naše-vaše* »unsere-eure«); *Wetsch* »Knopf statt der Münzen beim *Anmäuerl-* oder *Anwändel*spiel der Knaben« (tschech. *več* »Ding, Sache«); *Rósumisch* »Verständnis, Einsehen, Vernunft« (von tschech. *rozumiš* »verstehst du?«); *Bállawatsch* »Verwirrung, Durcheinander« (alttschech. *palovati* »laufen, eilen, schusseln, etwas durcheinanderbringen«, mundartl. *palovat', -ć*); *Pintsch* »Schulleistungsnote 5, ungenügend« (poln. *pie^{n}ć* »5«, mundartl. *pi^{n}ć*); *Gatscherl* »Ente« tschech. *kače*); *Tschunkerl* »Ferkel« (tschech. *čunka* »Sau); *pritsch* und *heidipritsch* »verloren, weg« (tschech. *pryč* »weg, fort«); *spatni* (spr. *schpattni*) »schlecht, mager, wenig«, besonders in der Redensart *es schaut spatni aus* (tschech. *špatný* »schlecht, mager«); *Lepschi* in der Redensart *auf Lepschi gehn* »sich unterhalten gehn« (tschech. *lepší* »besser«; man weiß sich gewissermaßen etwas Besseres); *tack* »fesch, tüchtig, anstellig«, besonders in der Fügung *ein tacker Bursch* (tschech. *tak* »so«, nämlich wie er sein soll); *moz* »viel«, besonders *moz Penise* (tschech. *moc* »viel«); *schetzkojedno* alles eins, einerlei« (tschech. *všecko jedno* »das ist alles eins«); *gschisti-gschasti* »ach papperlapapp!«, tschech. *čisté šašky* »die reinen Possen, Narrheiten, lauter Unsinn!«); *Howno* »Dreck, etwas Wertloses« (tschech. *hovno* »Dreck«); *drischáken* »prügeln« (vielleicht zu tschech. *držák* »Stiel«,

[21] Zu dem vermuteten Bedeutungswandel von Leschak vgl. dän.-norw. askeladd „Faulpelz, der beim Ofen, in der Asche liegt“, die Bezeichnung eines Faulenzers, der in Volkssagen eines Tages plötzlich aufspringt und Heldentaten verrichtet; im NORW.-DÄN. WÖRTERBUCH von FALK und TORP I von 1910, S. 616, kaum richtig erklärt, sondern ursprünglich zu lad „faul“ und dann umgedeutet.

držadlo »Besenstiel« mit Beziehung auf häusliche Auseinandersetzungen); *pówidalen* »tschechisch reden« (von tschech. *on povidal* »sagt er, hat er gesagt«); *verdobrischieren* »vergeuden, verjuxen« (wohl Neubildung zur falschen, kuchelböhmischen Steigerungsstufe *dobrejší* »besser« statt *lepší* s. o.; der Leichtsinnige verwendet das Geld nach seiner Ansicht auf diese Art »besser«); *krallowat* »stehlen, mausen« (tschech. scherzh. *kradlovati* zu *krásti* »stehlen«); *Tanzowat* »Tanzdiele für tschechische Hausgehilfinnen und Soldaten« hauptwörtlich gebrauchte Nennform, tschech. *tancovat* »tanzen«, die selbst Lehnwort aus dem Deutschen ist). Deutsch-slawische Mischformen sind: *Stinkowitz* »Stinkender Mensch« (spr. *šdingawits*); *Armitschkerl* »armes, bedauernswertes Wesen« (gebildet mit der slawischen Verkleinerungsendung *-ičko* und nochmals verkleinert und verdeutlicht durch *-erl).*

Wenn man diese drei Gruppen überschaut, kommt man zu der für Sprach- und Kulturgeschichte, Gesellschaftslehre und Seelenkunde bedeutungsvollen Feststellung, daß in unsere Schriftsprache vor allem slawische Tiernamen, Bezeichnungen eßbarer Gewächse sowie Ausdrücke der Heeres- und Verwaltungssprache Eingang gefunden haben, während der Altösterreicher seine Aufmerksamkeit besonders dem Obst, den Mehlspeisen und verschiedenen Geräten schenkte, in Wien aber alles um den Menschen hinsichtlich seines Aussehens, Wesens, Auftretens und Handelns kreist.

Was den Wiener Namensschatz betrifft, finden sich im Wiener Wohnungsanzeiger natürlich zahlreiche slawische Zunamen (Familiennamen) und zwar selbstverständlich bedeutend mehr als in den westlicher gelegenen Hauptstädten. Sie zeigen eine slawische oder eine mehr oder weniger eingedeutschte Schreibung. Ich gebe nur ein Beispiel für viele: Der Name *čížek* »Zeisig« wird geschrieben *Cizek, Cisek, Czizek, Czjzek, Czischek, Zischek, Zeis(s)ig, Zeis(s)el, Zeis(s)l, Zeißl.* Ausgesprochen slawische Vornamen wie *Iwan, Bronislaw, Zdravko, Ludmila, Božena* sind selten. In der Mundart und Umgangssprache wird aber die slawische Verkleinerungsendung *-či* häufig verwendet; man ruft: *Antschi, Tontschi, Lintschi, Maltschi, Jultschi,* auch *Papatschi, Mamatschi* und mit deutscher Endung *Antscherl, Maritscherl, Kartscherl* »Karl«.

Wenn wir uns zum Schluß noch Rechenschaft darüber geben wollen, inwieweit die Namen von Fluren und Örtlichkeiten innerhalb des Weichbildes der Stadt slawischer Herkunft sind, müssen wir einen andern Abschnitt der Ortsgeschichte aufschlagen und uns in jene Frühzeit zwischen der Landnahme der Slawen im Osten Niederösterreichs (wahrscheinlich im 7. Jhd.) und dem Sieg des Bayernherzogs Heinrich II., des Zänkers, über die Ungarn im Jahre 991 zurückversetzen. Wann die von den Slawen stammenden Namen der Gewässer und Fluren in der unmittelbaren Umgebung des damaligen Stadtkerns, der selbst kaum jemals slawisch gewesen sein dürfte [22], eingedeutscht worden sind und wie sie sich erklären, kann hier nicht erörtert werden; es muß genügen, sie kurz zu erwähnen. Der von den Illyrern gegebene, später durch das Keltische gegangene Name des östlich der Inneren Stadt in den Donaukanal mündenden Wienflusses, der nichts mit dem keltischen Siedlungnamen *Vindobona* zu tun hat [23], ist im 8. Jhd. nicht nur von den Deutschen (881 *Wenia*), sondern auch von den Slawen (tschech. *Víden*, poln. *Wiedeń*) übernommen worden, also nicht von den Slawen geschaffen, was schon behauptet wurde. Eine verkleinernde Ableitung liegt im Namen *Weidling* [24] vor, den sowohl der eine Quellbach der Wien als auch der mit ihr gleichlaufende, westlich von

---

[22] Die gegenteilige, aber auch von den Vertretern der österreichischen Geschichtsschreibung angezweifelte Ansicht trägt KARL ÖTTINGER in seinem an sich wertvollen und kühnen Buch: Das Werden Wiens 1951, S. 67, vor.

[23] Vgl. RUDOLF MUCH, Die Namen im Weichbilde Wiens und ihre Entstehung (Festschrift f. OTHENIO ABEL, Wien, sein Boden und seine Geschichte, 1924, insbesondere S. 253 ff.). - Verfehlt K. ÖTTINGER a. a. O. S. 71 ff.

[24] Vgl. E. KRANZMAYER, Herkunft und Geschichte der Namen Wiens (Unsere Heimat. Monatsblatt d. Vereines f. Landeskunde v. Niederösterreich 23 von 1952, S. 69).

Wien bei Klosterneuburg in die Donau mündende Bach führt. Echt slawisch sind hingegen die Bachnamen *Liesing*[25] (heute auch Name eines Teiles des XXIII. Bezirks) und *Möring*, der verschollene Name des Ottakringer Baches (s. o.)[26], sowie die heute nur noch in den Namen der Bezirke *Währing* und *Döbling*[27] erhaltenen Namen zweier warmen Quellen und ihrer ehemaligen kleinen Abflüsse. Und slawisch sind schließlich noch die Namen *Lainz* (heute ein Teil des XIII. Bezirks) und *Rodaun* (ein Teil des XXIII. Bezirks) sowie einige Flurnamen wie *Laming, Gallein, Glatring, Glanzing* (alle im XIX. Bezirk), *Dürrwaring* (im XVIII. Bez.), *In der Rose* (im XIV. Bez.) und *Girzenberg* (im XIII. Bez.).

Das einschlägige wissenschaftliche und schöngeistige Schrifttum habe ich in *250 Jahre Wienerisch* (s. o.) auf 11 Seiten Kleindruck zusammengestellt. Seither sind außer den oben angeführten Arbeiten E. KRANZMAYERS noch dazugekommen: HANS SCHIKOLA, *Schriftdeutsch und Wienerisch.* Österreichischer Bundesverlag 1954. - Ders., *Sprachlehre der Wiener Mundart von Mauriz Schuster*, völlig neu bearbeitet. 1956. - An ungedruckten Dissertationen: BYRON KOEKKOEK, *Phonetik und Phonologie des Wienerischen.* 1953. - ELISABETH MELBER, *Die Wiener Mundart bei Josef Weinheber und ihre Stellung zu den Altersschichten im Wiener Dialekt.* 1954. - Andere sind in Arbeit.

---

[25] Vgl. Verf., Zur Herkunft und Bedeutung der niederösterreichischen Orts- und Flurnamen (Jahrbuch f. Landeskunde von Niederösterreich 25 von 1932, S. 17).

[26] Eine andere als die hier unter den Lehnwörtern vorgetragene, aber ähnliche Deutung gab ich in „Ortsnamenforschung und Schallanalyse" (Arch. f. slav. Phil. 42 von 1928, S. 218).

[27] Vgl. RUD. MUCH a. a. O. S. 256 und Verf., Zur Herkunft . . ., S. 17 f. Der Bachname Als ist nicht slawisch.

MARIA HORNUNG-JECHL

Wiener Redensarten in Josef Weinhebers „Wien wörtlich"

An dieser Stelle über Wiener Redensarten zu handeln ist eine Art Auszeichnung - sind es doch seine Redensarten vor allem, die den Wiener Dialekt berühmt machten und ihm ein einzigartiges Gepräge gaben -, es ist aber auch eine Aufgabe, die Kopfzerbrechen bereitet. So sonderbar und unglaublich es scheinen mag, gerade über dieses Gebiet ist noch kaum wissenschaftlich gearbeitet worden und liegen keine nennenswerten Untersuchungen vor[1]. Das Arbeitsfeld ist aber fast unübersehbar groß. Wahrscheinlich ist

---

[1] Speziell mit Redensarten befaßten sich MAX MAYR, *Wiener Redensarten*, Wien 1929 und LEOPOLD HÖFER, *Die Volkskunde im Wiener Wörterbuch.* Wiener Zeitschrift für Volkskunde, Bd. 41, 1936, S. 97 ff. Einige Redensarten finden sich, jedoch ohne Deutungsversuche, zusammengestellt in den Wiener Dissertationen: ELISABETH MELBER, *Die Wiener Mundart bei Josef Weinheber und ihre Stellung zu den Altersschichten im Wiener Dialekt*, 1953, und HELGA KNAPP, *Proben soziologischer Gegebenheiten und Einflüsse im Wienerischen*, ebenfalls 1953. Vereinzelte Erklärungen finden sich bei WALTER STEINHAUSER, *250 Jahre Wienerisch.* Zur Geschichte einer Stadtmundart. Zeitschrift für Mundartforschung XXI/3, 1953, und bei SCHUSTER-SCHIKOLA, *Sprachlehre der Wiener Mundart*, Wien 1956. - Die Wörterbücher der Wiener Mundart enthalten zwar Redensarten, doch erklären sie im allgemeinen nicht: FRANZ SERAPH HÜGEL, *Der Wiener Dialekt.* Lexikon der Wiener Volkssprache, Wien-Pest-Leipzig 1873; JULIUS JAKOB, *Wörterbuch des Wiener Dialektes mit einer kurzgefaßten Grammatik*, Wien 1929; EDUARD SCHRANKA, *Wiener Dialektlexikon*, Wien 1905; MAURITZ SCHUSTER, *Altwienerisch*, Wien 1951 (bringt Deutungen, die aber leider oft verfehlt sind). - Einen wirklich guten Überblick über die Bestände an Redensarten bietet der Hauptkatalog des ÖSTERREICHISCH-BAYERISCHEN WÖRTERBUCHES, der mir auch für diese Arbeit zur Verfügung stand.

überhaupt nur eine Stadtsprache imstande, eine solche Fülle von Redensarten in unzähligen Spielformen und Abstufungen zu erzeugen, eine Stadtsprache, deren Träger, im Gegensatz zur verhältnismäßig einförmigen und ruhig ihren vorgezeichneten Weg wandelnden Bauernwelt, die verschiedensten Lebensbereiche durchlaufen, deren Lebensrhythmus rasch und deren Witz und Laune geschärft sind. Für Wien kommt noch die außerordentliche musische Begabung seiner Kinder hinzu, die bestimmt das Ihre zur Prägung der oft so bildhaften Wendungen beiträgt. Bei einer großangelegten Untersuchung der Wiener Redensarten müßte man zunächst Gruppen zusammengehöriger Redewendungen bilden, die sich zum Teil als Variationen voneinander oder als gegenseitige Ergänzungen aufzeigen ließen. Diese müßten auf ihre Zugehörigkeit zu bestimmten Sozialschichten untersucht werden. Denn es ist etwas anderes, ob eine Redensart bei den *Standlerinnen* auf den Wiener Gemüsemärkten, ob sie in Handwerkerkreisen, im gehobenen Mittelstand der Beamten und Akademiker oder in Halb- bzw. Unterweltkreisen verbreitet ist. Sie kann auch aus jener Sprachschicht, in der das internationale Rotwelsch mit der bodenständigen Gauner- und Verbrechersprache in innigem Bündnis lebt, in immer höhere Sphären aufgestiegen sein, in denen die alte Bedeutung nicht mehr verstanden und nichts Anrüchiges mehr an dem Ausdruck gefunden wird. In diesem Fall hat sich jene wortbildende Tiefenschicht meist wieder eine neue Aussageform für denselben Begriff geschaffen. Überhaupt ist die Verwandlungsfähigkeit bei den Redensarten sehr groß. Es ist wie bei einem guten Witz, der verschieden erzählt wird, je nachdem, wie es sich eben für den besonderen Fall schickt. Noch etwas darf nicht übersehen werden: Der Wiener ist ein großer Theaterfreund. Er liebt das Spiel, er lebt es mit und lebt es weiter. Zahlreiche Redensarten stammen aus dem Zitatenschatz der Altwiener Lustspiel- und Parodiendichtung von Josef Felix Kurz-Bernadon und Philipp Hafner bis Ferdinand Raimund und Johann Nestroy. Erst wenn das gesamte Wortmaterial und die Redewendungen der Altwiener Theaterdichtung einmal greifbar gemacht sein werden, wird sich mehr über die Geschichte solcher Ausdrucksweisen sagen lassen.

Manchmal kann auch ein alter Stich oder Holzschnitt, der ein Ereignis oder einen heute nicht mehr üblichen Arbeitsvorgang darstellt, blitzartig den Vorhang über einer bisher dunklen Redewendung lüften. Das ist bei zahlreichen schriftdeutschen Redensarten Wilhelm Havers gelungen, dessen einzigartige Bildersammlung zu Redensarten leider bis jetzt nicht veröffentlicht worden ist. Mitunter ist es reine Glückssache, wenn man solch einen Fund macht. In vielen Fällen gehört dazu neben sprach- und sachkundlichem Spürsinn auch ein berufsbedingter Zugang zu bestimmten Lebens- und Arbeitsbereichen. So ist es dem kürzlich verstorbenen Stadtarzt von Amstetten in Niederösterreich, Dr. Fritz Simhandl, gelungen, die weitverbreitete Redensart *dem ist der Knopf aufgegangen* ›der ist tüchtig, besonders im Lernen‹ zu erklären. Simhandl machte die Beobachtung, daß die Bäuerinnen seines Bezirkes die Nabelschnüre ihrer Kinder, in die die Hebamme mit den Worten des Kreuzzeichens nach der Geburt drei Knöpfe machte, in getrocknetem Zustande aufbewahrten. Wenn die Entscheidung fallen soll, ob ein Kind zum Studium geeignet ist, muß es versuchen, die Knöpfe seiner Nabelschnur zu lösen. Ist ihm dies gelungen, ja dann ist ihm eben *der Knopf aufgegangen*. Es handelt sich dabei um eine Art natürlicher Auslese; denn nur geschickte und gesunde Kinder, die nicht etwa rachitische Zähne haben, sind in der Lage, die Knöpfe zu lösen. Schon 1936 konnte Leopold Höfer dieselbe Beobachtung für Wien machen (s. Anm. 1), doch blieb sie bisher unbeachtet.

Wenn ich hier ohne die dargelegten Voraussetzungen, die zu schaffen ich mir für eine spätere größere Untersuchung vorbehalte, an die Behandlung einiger Wiener Redensarten herangehe, so kann es sich nur um eine Stellungnahme und Erklärung, nicht aber um eine endgültige Deutung handeln. Um aus der Überfülle des vorhandenen Materials

einen kleinen Ausschnitt von allgemeinem Interesse herauszuheben, wählte ich die in Josef Weinhebers Buch Wien wörtlich[2] enthaltenen mundartlichen Redewendungen aus. Es ist ein Buch, das im ganzen deutschen Sprachraum viel gelesen wird, und so mögen meine Ausführungen ein kleiner Beitrag zu seinem besseren Verständnis und damit auch zum Verständnis Wiens und seines großen Dichters werden. »Wäu dar Wainheba, dea håds *hearausd ghåbd*«[3], würde so mancher echte Wiener meinen, was besagt, daß er seine Sache gut verstand. Wäre das ein bloß äußerliches oder großtuerisches Verstehen, dann würde sein Wiener Gesprächspartner sofort entgegnen: »Jå, *wia da Gråwåd 's Hemad!*« (›Ja, wie der Kroate das Hemd‹), ohne sich dabei selbst noch der kroatischen Bauern zu erinnern, die zur Zeit der österreichisch-ungarischen Monarchie ihre Waren auf den Wiener Markt brachten und, ähnlich wie die Russen ihre *Rubaschka,* das Hemd außerhalb der Hose trugen. Josef Weinheber aber hätte diese in Wien oft zu hörende, in ein Bild gekleidete Kritik nie und nimmer nötig, er hat es nämlich wirklich *heraußen gehabt,* für viele Gebiete sprachlichen Lebens den rechten Ton zu finden.

Darum tat es ihm weh, wenn er einen *die Schrift spritzen* (W. W. S. 16) hörte, d. h., wenn einer, der der Mundart entstammt und nur sie wirklich beherrscht, durch den Gebrauch der Schriftsprache große Töne anzuschlagen versucht und sich dabei *nobel* vorkommt. Da ist es schon besser, wenn einer *hernalserisch spritzt,* d. h. wienerisch mit den besonderen Kennzeichen von Hernals (17. Bezirk) redet. *Spritzen* (sprich: *schbridsn)* hat aber im Wienerischen noch viele andere Bedeutungen: *wås spritzen* heißt ›etwas stehlen‹, *an spritzen* heißt ›jemanden aus dem Dienst entlassen‹ oder ›einem beim Kartenspiel kontra sagen‹. *Spritzen* kann man ferner Wein mit Sodawasser, Kaffee mit Kognak oder Speisen mit Essig. *A Gschbridsda* ist aber nicht nur ›ein Entlassener, ein Achtelliter Wein mit Soda‹, sondern auch ›ein mit Taufwasser besprengter Jude‹. Immer bedeutet *spritzen* ›etwas besprengen und dadurch verändern, verfärben‹, und das bezieht sich in unserer Redewendung auf den Klang der mundartlich gefärbten Sprache.

Wenn es irgendwo *a Gaudi setzt* (W. W. S. 21) d. h. ›einen Spaß, ein Vergnügen abgibt‹, dann sind die meisten Wiener sofort dabei. Für ihr Leben gern aber *gehen* sie *auf Gaudé,* d. h. auf eine Unterhaltung, suchen Zerstreuung bei einer Lustbarkeit. Für den Fremden mögen die beiden ähnlichen, bedeutungsmäßig aber unterschiedlichen Wörter verwirrend sein. Ihr Ursprung ist derselbe: lateinisch *gaudium* ›Lust‹. In der Form *Gaudi,* die sich übrigens als Neutrum auch in Berlin findet[4], dürften wir ein Studentenwort vor uns haben, während *Gaudé* sich an *Juché* ›Jubelschrei‹ und *Dulié* ›Rausch‹ anlehnen mag, vielleicht mit dem Einfluß französischer Endbetonung. *Die Gaudé* kann übrigens im Sinne von ›Lumperei‹ schon eine ausartende Angelegenheit sein; wer ihr dauernd frönt, ist ein *Gaudébruada* (›Bruder Lustig‹) und genießt kein sonderliches Ansehen. Die *Gaudi* aber ist in Wien wie in verschiedenen österreichischen Ländern und in Bayern nie etwas Anrüchiges, auch wenn es sich um *a Mordsgaudi,* ›einen Hauptspaß‹ handelt.

So manchem geschieht es, daß er sich im Großstadtleben nicht behaupten kann, er ist einer, *der von d' Federn aufs Stroh g'rutscht is* (W. W. S. 28). Das Bild für seinen Fall aus der gehobeneren in die tiefere Sozialschicht wird von seiner Schlafgelegenheit hergenommen. Aus dem weichen Federbett ist er auf den dürftigen Strohsack abgesunken. Dabei gehört das Federbett nicht etwa zum Luxus, sondern ist eine Selbst-

---

[2] JOSEF WEINHEBER, *Wien wörtlich.* Otto-Müller-Verlag, Salzburg 1948; im Text als W. W. zitiert. Weinhebers *a* für verdumpftes, o-ähnliches *a* gebe ich mit å wieder, sonst wird an Weinhebers Schreibung des Wienerischen nichts geändert.

[3] Die phonetische Niederschrift der Wiener Mundart erfolgt in dieser Arbeit so einfach wie möglich. Redensarten als solche werden gewöhnlich in einer dem schriftdeutschen Wortbild angenäherten Form wiedergegeben. Es handelt sich hier ja nicht um eine lautliche Untersuchung.

[4] Die Hinweise auf das Berlinerische verdanke ich Frau Dr. HILDEGARD STRIEDTER, Berlin.

verständlichkeit des bürgerlichen Lebens. Darum sagt man auch für ›aufstehen‹ gern *aus den Federn kriechen.* Wenn aber einer *Federn hat,* dann handelt es sich um etwas anderes: ›er hat Angst‹ und möchte wie ein Vogel in die Luft entfliehen. Hier haben wir es sicher mit einem Ausdruck der Gaunersprache zu tun.

Im Selbstgespräch eines Biertipplers (›Bierrestetrinkers‹) läßt Weinheber diesen den manchem Wiener aus der Seele gesprochenen Ausspruch tun: »Die Pflåsterer (wenn sie die Straßen aufreißen), verstehst, *de stiern mirs heulig aa.*« (W. W. S. 31.) *Stieren* bedeutet ›aufreizen, zuwider sein‹ und kommt von dem mhd. Zeitwort *stüren* ›stochern, stöbern‹; *heulig* ist das als bekräftigendes Umstandswort vielgebrauchte Wort ›heilig‹. *Stieren* kann einem Wiener natürlich so manches, unter Umständen auch die Arbeit. Aus ganz anderer Wurzel kommt das allgemein gebräuchliche *stieren* im Sinne von ›starr anschauen‹. Nach Kluge-Götze, Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache (16. Auflage), ist das Wort im Altnordischen als *stira* belegt und gehört zu *starr, erstarren.* Erst volksetymologisch wird der Stier mit seinem schwer lastenden Blick dazu in Beziehung gesetzt. In Tirol und Salzburg versteht man unter *stieren* das ›stumpfe Dahinbrüten des Wirtshaushockers und Quartalsäufers‹. *Stier* ist man nach dem Gebrauch der Umgangssprache, ursprünglich aber der Studenten- und Soldatensprache, wenn man kein Geld hat; vielleicht deshalb, weil einen jemand *abgestiert,* d. h. ›durchsucht und beraubt‹ hat.

Drah di net . . . (W. W. 553) sagt man zu einem, der sich drücken will, heimlich zu entwischen trachtet, wenn ihn eine Arbeit erwartet. Es ist nur eine der vielen Anwendungsmöglichkeiten des Wortes *drahn,* deren ich für Wien allein 18 zusammengestellt habe, über die ich jedoch aus Platzmangel hier nicht handeln kann. *Drahn* ist die bairisch-österreichische Mundartform für *drehen.* Im Wienerischen bedeutet es vor allem ›tanzen, die Nacht toll zubringen‹.

»Drahn ma um und drahn ma auf,
wås liegt denn drån!
Wäu ma 's Göld auf dera Wöld
ned fressn kånn!«

So heißt der Kehrreim eines Altwiener Volkssängerliedes. Das *Drah-di-Waberl,* ›Dreh dich, Bärbelein‹, ist ein kreiselartiges Spielpüppchen, *a Nåsn drahn* heißt ›jemanden zum Besten halten‹ und *a Drahta* ist ›ein schlauer, abgefeimter Bursche‹.

Wem wås maln (W. W. S. 59) heißt ›jemanden aufsitzen lassen, ihm seinen Willen nicht tun‹. Man malt ihm gewissermaßen seinen Wunschtraum als lächerlichen Ersatz für die absichtlich nicht erfüllte Wirklichkeit. Es ist eine relativ gehobene Ausdrucksweise. Ganz grob heißt es ja im Wienerischen *I sch . . ß da wås,* etwas besser *I pfeif da wås,* noch besser *I drachsl da wås.* Es liegt eine gewisse Geringschätzigkeit für das gepfiffene Lied, das gemalte Bild oder das gedrechselte Werkstück darin, die gegenüber der Realität des Lebens unbedeutend und wertlos erscheinen.

»Man kann zu an Freund do net sågen: *Håb mi gern!*« (W. W. S. 64) ist für manchen Uneingeweihten ein paradoxer Satz. Warum nicht? Weil im Wienerischen *håb mi gern* oder *du kånnst mi gern håbm* gerade das Gegenteil von dem rein wörtlich Vorauszusetzenden bedeutet, nämlich eine grobe Zurückweisung, vielfach im Sinne des Götzzitates.

Hingegen kann ein Freund zum anderen in herzlich aufmunternder Weise sagen: *Hau di zucha, ålta Spezi!* (W. W. S. 76). Er spricht damit die freundliche Einladung aus, sich zu ihm an den Tisch zu setzen. *Zuchahaun* heißt ›dazuwerfen, auflasten‹; wenn man sich *zuherhaut,* wie man dies »verschriftsprachlichen« müßte, bedeutet das: ›sich mit mehr oder weniger Schwung irgendwo hinsetzen oder -legen‹. Die Lautform *zucha* ist übrigens echt hernalserisch, im vornehmeren Gersthof (Teil des 18. Bezirkes) heißt es *zuwa. Spezi* ist ›der (spezielle) Freund‹ und auch ›der Trinkgenosse‹.

Du . . . kannst dar d' Baner . . . numerieren (W. W. S. 78), d. h. ›du kannst dir die Knochen (*Beiner* für ›Beine‹) mit Zahlen versehen‹, ist ein derber Vorschlag, den man mit einer Drohung körperlicher Gewaltanwendung verbindet. Auch wenn man zuviel trinkt, muß man sich *die Baner numerieren,* um, wenn alles *z'lecksnt* (›vor Hitze auseinanderfällt wie ein ausgedörrtes Schaff‹), es wieder richtig ordnen zu können. Die Redensart ist nicht nur wienerisch, sondern im deutschen Sprachraum in den Stadtsprachen weitverbreitet. In Berlin spricht man vom *Numerieren der Knochen.* Es deutet alles darauf hin, daß wir es mit einem Ausdruck der Gaunersprache zu tun haben.

Eine große Rolle spielen in Wien die Würstchen, die in der ganzen Welt *Wiener Würstel,* in Wien sonderbarerweise aber *Frankfurter* heißen. Die Redensart *Da gibts keine Würstel mehr* (sprich: *khane Wiaschtln*) (W. W. S. 73) bedeutet: ›Da gibt es keine Ausflüchte und keinen Widerspruch, es muß geschehen, was zu geschehen hat‹. Zunächst ist das ziemlich unverständlich, aber eine andere Wiener Redensart weist den Weg zur Erklärung: *Glaubst, dir brådns an Extrawuarscht?* – Das (lateinische) Bestimmungswort *extra* hat im Wienerischen die Bedeutung ›eigens, besonders‹, es handelt sich hier um eine Wurstsorte, die besonders feine Verarbeitung hat. Übrigens hat auch in ganz Österreich jede bessere Gastwirtschaft neben der Gaststube ein *Extrazimmer* für feinere Herrschaften und besondere Anlässe. Von der *Extrawurst* als Ausnahme ist aber nur noch ein Schritt zu den *Würsteln* in ähnlicher Bedeutung.

In STRASSENVOLK läßt WEINHEBER einen Bettler, den sogenannten *g'flickten Schani* die Worte sprechen: *»I huast auf* d' Propaganda« (W. W. S. 95). *Auf etwas husten* hat hier die Bedeutung von ›verachten‹, es ist eine beschönigende Form für *auf etwas speien* und auch für *auf etwas sch . . ßen.* Die Redensart ist nicht aufs Wienerische beschränkt, sie ist aus vielen Teilen Österreichs belegt. In Berlin sagt man *Ich werd dir was husten* und meint damit ›das lehne ich ab, du hast nicht recht‹.

»Kommuneg'freiter, blås di net, fahr z'haus!« Mit diesen Worten fertigt ein Soldat der Ersten Republik bei WEINHEBER (W. W. S. 96) den Schaffner eines Straßenbahnzuges ab, der ihn auffordert, nicht auf dem Trittbrett zu stehen. Abgesehen vom *Kommunegefreiten,* d. i. ›Gefreiter der Gemeinde Wien‹, einem Spottwort auf den uniformierten Schaffner, ist die Redensart *si blåsn* ›hochmütig, stolz tun‹ in Wien sehr häufig. Das Bild kann ebensogut vom aufgeblasenen Frosch genommen sein wie von der *blasenden Katze,* dem *blasenden Murmeltier,* dem *blasenden Gänserich,* das sind Vergleiche, die in verschiedenen Teilen Österreichs vorkommen. In Berlin sagt man *plustere dich nicht auf* und denkt dabei an einen Vogel, der sein Gefieder sträubt. Dieselbe Vorstellung scheint also vielerorts zu einer ähnlichen Redensart geführt zu haben. Übrigens kann man in Wien auch *jemandem etwas blasen,* im selben Sinne wie *malen* (s. o.).

Besonders viele Redensarten läßt WEINHEBER dem Munde seines PHILOSOPHEN (W. W. S. 85, 86) entströmen:

»I reiß mi net ums Gråb um Ihnre Lustbarkeiten.« *Sich um etwas reißen* heißt ›sich heftig darum bemühen‹, so daß man es anderen wegreißen möchte. In dieser Bedeutung ist es nicht typisch wienerisch, sondern sogar sehr weit verbreitet, es kommt auch in Berlin vor. *Reißen* hat aber noch viele andere Anwendungsmöglichkeiten im Wienerischen: *der reißt sich wås* ›der erwirbt sich etwas‹; *der håt mi grissn* ›der hat mich betrogen‹; *reiß eahm ane* ›gib ihm eine Ohrfeige‹. Man kann *einen Stern reißen* ›stürzen‹, *einen Servus reißen* ›sich schwungvoll verbeugen‹, aber es kann einem auch *die Geduld reißen* ›zu Ende gehen‹. Ist einer *grissn,* so ist das so viel wie *draht* (s. o.), also ›schlau, listig‹, ist aber etwas *grissn,* so ist es ›interessant, erzählenswert‹. *Net ums Gråb,* sonst oft auch als *net ums Sterbm!* (›nicht ums Sterben!‹) gebraucht, ist eine Umkehrung der Redensart *nicht ums Leben!* oder *nicht um die Welt!* und bedeutet dasselbe: ›um keinen Preis‹.

Ma steckt si 's auf-n Huat sagt man von etwas, das ›wertlos, zu nichts zu brauchen‹ ist. *Des khånsd dar aufn Huad schdekn* – ›das kannst du wegwerfen, es ist nutzlos‹. Die Redensart ist weit verbreitet, in Berlin zum Beispiel steckt man sich so etwas *an* den Hut. Man fragt sich unwillkürlich, was sich denn der Mensch auf den Hut steckt. In den Alpen einen Gamsbart, eine Feder, eine Blume, bei den Frauen ist es sonst ein Schmuck. Es sind, abgesehen vom Gamsbart, der oft einen hohen Liebhaberwert besitzt, Dinge von geringer Bedeutung, aber so gänzlich wertlos und nichtig, daß sie die Redensart rechtfertigen würden, sind sie doch auch wieder nicht. In Österreich ist es üblich, daß sich Rekruten zum Zeichen dafür, daß sie bei der Musterung als tauglich erklärt wurden, einen Buschen aus Papierblumen und Flitterwerk auf den Hut stecken. Dazu gehört der Ausruf: *Uns håbms ghåltn!* (›behalten‹). Aber auch das führt nicht viel weiter. Vielleicht ist an jene früher ziemlich verbreitete Form der Schwachsinnigkeit zu denken, die sich darin äußerte, daß der Geistesschwache seinen ganzen Hut rundum mit Federn, Gräsern oder wertlosem Tand besteckte[5].

Jå, beim Becken! sagt man und zeigt dabei auf die Nase, wenn man etwas ablehnt. Man kann statt dessen auch *Jå, Schneckn!*, was schon bei NESTROY vorkommt, oder *Jå, an Schmårrn!* sagen. Beides sind wertlose Dinge. Wieso der Bäcker in diesen Vorstellungskreis nichtiger oder verachtenswerter Begriffe kommt, ist nicht klar. In Betracht ziehen muß man jedenfalls, daß der Bäcker im Volksmund durch vielerlei Neckreime verunglimpft wird und früher ständig unter dem Verdacht der Brotverfälschung und Brotverkleinerung stand[6].

Sich mit jemand *spezimopperl måchen* heißt ›sich mit ihm auf guten Fuß, auf Du und Du stellen‹, wobei aber ein Unterton von Selbsterniedrigung mitspielt. Der *Mopperl* ist im Wienerischen der Hund, eigentlich der Mops, *Spezi* aber, wie wir schon oben feststellten, der (spezielle) Freund, und eine solche »Hundefreundschaft« ist eben auch nicht gerade erhebend[7]. Man kann übrigens ja auch *sch . . ßfreindlich* ›überfreundlich‹ sein und macht sich damit in Wien nicht beliebt.

Vielleicht ist so mancher unter den Lesern darüber enttäuscht, daß die Thematik der hier behandelten Redensarten keine höheren, bedeutungsvolleren Inhalte aufweist. Entweder zeigt sich grob sinnlicher Lebensgenuß oder Geringschätzung, Ablehnung und Verachtung des Mitmenschen. Es soll den Leser nicht noch mehr vergrämen, wenn wir ihm mit einem Wort entgegnen, das für Wien besonders charakteristisch ist und das auch JOSEF WEINHEBER seinen Philosophen aussprechen läßt:

»Da kånn ma hålt nix machen –!« Der Wiener ist wegen dieses Ausdrucks oft verschrien, als lebensuntüchtig und allzu weich hingestellt worden. Und dennoch liegt große Lebensweisheit in diesem Wort: ein Sichfügenkönnen und ein demütiges Vertrauen gegenüber der schicksalhaften Fügung. Von dieser, der guten und überaus wertvollen Seite seines Wesens und Lebens aber spricht der Wiener selbst nicht gern. Er zeigt sich nur genießerisch, prahlerisch oder ironisch. Daß er aber sehr wohl mit der dunklen Hälfte des Lebens, die in der Großstadt gefährlicher ist als anderswo, fertigzuwerden versteht – sei es auch oft in einer schwer verständlichen Art –, das müssen die anderen selbst herausbekommen. Gelingt es ihnen nicht, dann – kann man wirklich nichts machen!

---

[5] Diesen Hinweis verdanke ich Herrn Univ.-Prof. Dr. EBERHARD KRANZMAYER, Wien, der mir auch mitteilte, daß in Kärnten derartige Schwachsinnige *Federntocker* genannt werden.

[6] Herr Prof. Dr. HANS SCHIKOLA, Wien, machte mich in diesem Zusammenhang auf das *Beckenschupfen* oder *Beckentauchen*, eine Bestrafung der Bäcker im alten Wien aufmerksam, die bis zum Jahre 1773 geübt wurde. Vgl. HOLCZABEK, *Sagen und Geschichten der Stadt Wien*. Wien 1900, S. 38.

[7] SCHUSTERS Deutung (*Altwienerisch* S. 151) aus einem anzunehmenden *spezimabel* mit französierender Endung entbehrt jeder Grundlage und ist sehr unwahrscheinlich.

Die Leistungen der Wiener Indogermanisten bei der Erforschung und Pflege der deutschen Sprache

Wenn von den Leistungen der Wiener Indogermanisten bei der Erforschung und Pflege der deutschen Sprache die Rede sein soll, so ist zunächst auf PAUL KRETSCHMER zu verweisen, der die Lehrkanzel für Allgemeine und Indogermanische Sprachwissenschaft in den Jahren 1899—1936 betreut hat. Ist Kretschmer innerhalb der Indogermanistik besonders als hervorragender Kenner der griechischen Sprachentwicklung (in ihrer ganzen zeitlichen Ausdehnung von der Vorgeschichte bis zu den modernen Dialekten) bekannt, so galt doch auch ein Hauptinteresse des großen Gelehrten der deutschen Muttersprache. Zeugnis dafür ist vor allem sein großes Werk: *Wortgeographie der hochdeutschen Umgangssprache*, Göttingen 1916—1918, 638 Seiten. Die Widmung des Buches an die Mutter des Verfassers ist sinnvoll und zeigt, daß die Arbeit nicht nur mit dem kritischen Blick und dem klaren Urteil, das die Schriften Kretschmers allenthalben auszeichnet, sondern auch mit dem Herzen geschrieben ist.

Der äußere Anlaß zu diesem Werk lag in der Wanderung Kretschmers als akademischer Lehrer von Berlin über Marburg/Lahn nach Wien. Die Unterschiede im Wortschatz zwischen Nord und Süd hat Kretschmer nicht nur sozusagen am eigenen Leibe verspürt wie Tausende vor ihm und nach ihm, sondern er hat sie wachen Geistes gesammelt, geordnet und erklärt. Der Gegenstand der mit Fragebogen arbeitenden Untersuchungen waren nicht die deutschen Mundarten, deren Wortgut in den Mundartwörterbüchern der verschiedenen deutschen Sprachlandschaften gesammelt ist, als vielmehr die große Differenziertheit der deutschen Umgangssprache. Diese wird durch zwei Aussagen näher bestimmt: 1. daß sie nur im mündlichen Gebrauche lebt und 2. daß sie die Gemeinsprache der Gebildeten ist.

Kretschmer war für diesen Fragenkomplex methodisch ausgezeichnet vorgebildet durch seine eingehende Beschäftigung mit dem Problem der griechischen *Koiné*, der Umgangssprache der hellenistischen Zeit.

Die Sprachaufnahmen Kretschmers erfolgten in der Zeit vor dem ersten Weltkrieg (1909 bis 1915), umfassen also auch Räume, die der deutschen Sprache seither zum Großteil verlorengegangen sind: Böhmen, Mähren, Schlesien, Krain, Livland, Ostpreußen u. a.

Bei der Wortgeographie Kretschmers handelt es sich um die erste Arbeit, die sinnverwandte Ausdrücke der hochdeutschen Umgangssprache landschaftlich einordnet: Wortgruppen wie *Samstag* und *Sonnabend*, *Stiege* und *Treppe*, *Tischler* und *Schreiner* oder *Rauchfang*, *Schornstein*, *Esse*, *Schlot* und *Kamin*.

So ist die Wortgeographie ein Buch, das in gleicher Weise den Fachmann wie den Laien anspricht. Man findet hier etwa den kulturhistorisch höchst interessanten Abriß über das Verhältnis von *Straße* und *Gasse* wie auch die Synonyme der Speisekarte wie *Eierkuchen-Pfannkuchen-Omelette-Palatschinken*. Diese Unterschiede brauchten nicht nur aus mangelnder Spracheinheit ererbt zu sein, sie konnten auch immer neu entstehen. Der deutsche Sprachraum hat nie einen Mittelpunkt wie der französische in Paris besessen, der alles in vereinheitlichendem Geiste befruchtete und zugleich begrenzte. Kretschmer selbst war der Ansicht, daß im Partikularismus auf dem Gebiete des Wortschatzes auch ein Vorteil liegen kann, nämlich die Mannigfaltigkeit und der Reichtum an verschiedenen Möglichkeiten der Ausdrucksweise.

Jedenfalls ist nach dem Urteil Kretschmers der Unterschied zwischen Berlin und Wien so groß, daß »abgesehen vom Artikel, von Zahlwörtern, Pronomina, Hilfsverben, Partikeln und ähnlichen Elementen der Rede, fast jedes zweite, dritte Wort der Umgangssprache abweicht: Der Berliner betritt ein Haus, indem er durch die *Haustür* am *Portier* vorbei in den *Flur* tritt, die *Treppe* hinauf in die erste *Etage* steigt, *klingelt* und in den *Korridor* gelassen wird, während der Wiener durch das *Haustor* in die *Einfahrt* kommt, am *Hausmeister* vorbei die *Stiege* hinauf in den ersten *Stock* steigt, *läutet* und in das *Vorzimmer* gelassen wird.«

Von den Aufsätzen Paul Kretschmers wären in diesem Rahmen etwa zu nennen:

1. *Die Wortschöpfer* (in: GERMANISTISCHE FORSCHUNGEN, Festschrift anläßlich des 60-semestrigen Stiftungsfestes des Wiener Akademischen Germanistenvereines, 1925). Diese Arbeit aus dem Gebiete der allgemeinen Sprachwissenschaft entnimmt einen Großteil der Beispiele der deutschen Sprache. Nach einer Erörterung der Motive für Wortneubildungen liegt der Nachdruck auf der Erkenntnis, daß nicht nur Einzelpersonen als Wortschöpfer in Frage kommen, sondern »viele Individuen, die unabhängig voneinander aus denselben seelischen Ursachen (also nicht zufällig) auf die gleichen Wortschöpfungen gekommen sind«

(S. 22). Dasselbe gilt übrigens auch von morphologischen und syntaktischen Neuerungen, zum Teil auch von Lautveränderungen.

2. *Die Urgeschichte der Germanen und die germanische Lautverschiebung* (Wiener Prähistorische Zeitschrift 19, 1932, S. 269-280). Innerhalb der reichen Literatur zu dem Thema der germanischen Lautverschiebung wird die Abhandlung Kretschmers immer ihren Wert bewahren als folgerichtiger Ausbau des innersprachlichen Standpunktes, d. h. die Lautverschiebung wird ohne Annahme einer Unterschicht aus dem Germanischen selbst erklärt, wobei das Hauptgewicht auf der Einordnung in die Lautveränderungen der übrigen indogermanischen Sprachen ruht. Dabei werden die Methoden der Phonologie angewendet: eine Verschiebung im Lautsystem hat weitgehende Folgen, die entweder zum »vorbeugenden« (prophylaktischen) Lautwandel führen oder zum Dulden von Gleichnamigkeiten. Das Germanische hat sich für die erste Möglichkeit entschlossen.

3. *Das älteste germanische Sprachdenkmal* (Zeitschrift für deutsches Altertum 66 1929, S. 1-14). Behandelt wird die Helminschrift von Negau (Steiermark): *Harigasti Teiva*, die gegenüber früheren Deutungsversuchen aus dem Keltischen als germanisch erkannt wird.

Stand bei Paul Kretschmer das Wort im Vordergrund seiner germanistischen Interessen, so war es bei seinem Nachfolger Wilhelm Havers (Professor an der Wiener Universität 1937-1953) die Satzlehre, der er sein Hauptinteresse widmete. In seinem *Handbuch der erklärenden Syntax* und in zahlreichen Aufsätzen bemühte er sich, das Sprachleben als eine stete Wechselwirkung von Bedingungen und treibenden Kräften aufzufassen. Die Bedingungen liegen entweder in der Sprache selbst oder im sprechenden Menschen und seiner Umwelt. Triebkräfte des Sprachlebens sind das Streben nach Anschaulichkeit, nach Kraftersparnis, nach Ordnung u. a. m. Es liegt auf der Hand, daß eine einfühlende Sprachwissenschaft dieser Art immer wieder an die Muttersprache anknüpft und sich von hier aus Anregungen für die Deutung fremder und längst verklungener Sprachen holt. Anknüpfung an die Muttersprache war bei Havers die Grundhaltung auch seiner von Hörern aller sprachwissenschaftlichen Fachrichtungen sehr geschätzten Vorlesungen (z. B. *Vergleichende Wortkunde der Schulsprachen*), die oft durch Lichtbilder viele sprachliche Tatsachen (auch einzelne deutsche Redensarten wie etwa *auf keinen grünen Zweig kommen, jemandem die Stange halten* u. v. a.) im wahrsten Sinne des Wortes veranschaulichten. In den umfassenden Untersuchungen über *Sprache und Religion*, die erst zum Teil gedruckt sind, wird die deutsche Sprache stets ausgiebig berücksichtigt. Von Havers angeregt entstand auch die Dissertation *Studien zum Verhältnis von Sprache und Religion in Österreich* (Wien 1940) von Philomena Zeilberger.

G. R. Solta

Die Leistungen der Wiener Germanisten bei der Erforschung und Pflege der deutschen Sprache

Die germanistische Lehrtätigkeit an der Universität Wien blickt auf mehr als hundert Jahre stetiger Entfaltung zurück. Seit der Mitte des 19. Jahrhunderts besteht in der Weltstadt an der Donau eine ordentliche Lehrkanzel für Germanistik, seit 1860 ist das Fach in eine ältere und eine neuere Abteilung geteilt. Erst in unserem Jahrhundert kamen eigene Lehrstühle für Germanische Sprachgeschichte und Altertumskunde und für Mundartenkunde hinzu. Namen wie Theodor von Karajan, Franz Pfeiffer, Wilhelm Scherer, Richard Heinzel, Joseph Seemüller, Carl von Kraus, Erich Schmidt, Jacob Minor legen Zeugnis ab von der großen Tradition, die die deutschkundliche Forschung und Lehre in den Hörsälen Wiens, Ehrfurcht und Ehrgeiz erweckend, beseelt.

Die Erforschung und Pflege der deutschen Sprache war in besonderem eine Angelegenheit der Vertreter der Altgermanistik und Mundartkunde sowie der Abteilung für Germanische Altertumskunde. Im weiteren Sinne aber obliegt sie auch dem Neugermanisten. Ja gerade er kann bei der Herstellung kritischer Ausgaben neuerer Literaturwerke diesem ersten Anliegen aller Deutschphilologen die besten Dienste leisten, weil seine Leserschaft weitere Kreise umfaßt.

Im folgenden soll ein kurzer Überblick über die neueren Leistungen der Wiener Germanistik auf dem Gebiete der deutschen Sprachwissenschaft und im Dienste unserer Sprachpflege geboten werden. Drei Hauptgebiete werden dabei im Vordergrund stehen: die Namenforschung, die Sprachlehre und die Gestaltung wissenschaftlicher Textausgaben. Literarhistorisches kann hier nur am Rande begegnen. Dagegen sind die drei erwähnten Forschungszweige auch in ihrer weiteren Ausbreitung verstanden. So wird zur Sprachlehre

auch die Wortgeschichte und die Anlage von Wörterbüchern zu zählen sein. Als Grundlage der Textgestaltung kommt dem Studium der Handschriften, als ihrer Ergänzung der Texterklärung entscheidende Bedeutung zu. Die Mitarbeiter am Bairisch-Österreichischen Wörterbuch sind von unserer Betrachtung ausgenommen, da ihnen ein eigener Artikel gewidmet werden soll.

Wenn wir nun aus der stattlichen Zahl der Wiener Germanisten und der noch ansehnlicheren Zahl ihrer Werke einige wenige an unserem geistigen Auge vorüberziehen lassen, so ist diese flüchtige Vorstellung ohne jede wertende Reihung und Wägung zu verstehen. Die Werke selbst sprechen ihre deutliche Sprache. Der Bericht will nur sinnfällig auf einige derselben hinweisen, um dem hier Geleisteten vielleicht einen oder den anderen neuen Leser zu gewinnen und damit neue Dankbarkeit zu wecken.

Zeitlich führt uns der Forschungsgegenstand der Germanischen Altertumskunde am weitesten zurück. Wir wollen daher mit den Vertretern dieses Faches beginnen.

Den heute auf dem Gebiete der Germanischen Altertumskunde in Wien wirkenden Gelehrten ist ihr Lehrer Rudolf Much mit seinen zahlreichen Arbeiten über das Germanentum, im besonderen mit namen- und stammeskundlichen Aufsätzen in Zeitschriften, Akademieveröffentlichungen, im Reallexikon der deutschen Altertumskunde, im Lexikon der Ernährungskunde, mit seiner in drei Auflagen erschienenen Deutschen Stammeskunde (1900, 1905, 1920) und vor allem seiner grundlegenden Erläuterung zur Germania des Tacitus (1937) als großes Vorbild vorausgegangen. Ein ihm zu seinem siebzigsten Geburtstag gewidmetes Verzeichnis seiner Schriften führt die reiche Fülle seines Schaffens bis zum Jahre 1932 anschaulich vor Augen.

Muchs Nachfolger haben das Erbe treu verwaltet und durch neue Erträge vermehrt. Walter Steinhauser, der seine Gelehrtenlaufbahn als Mitarbeiter am Bairisch-Österreichischen Wörterbuch der Österreichischen Akademie der Wissenschaften begann und zahlreiche Beiträge für dieses Unternehmen schuf, hat neben der Abfassung der Wörterbuchartikel und der Erfüllung seiner Vorlesungspflicht an der Wiener Universität umfangreiche Gebiete der Sprachwissenschaft und Altertumskunde betreut. Die hohe Zahl seiner Veröffentlichungen betrifft nicht nur die germanische, sondern in entscheidendem Maße auch die indogermanische Sprachwissenschaft und Altertumskunde. Sein Arbeitsbereich umfaßt außer dem Germanischen auch das Slawische, das Griechische und eine Reihe anderer alter und neuer Sprachen. - Mit besonderem Erfolg widmete sich Walter Steinhauser dem schwierigen Gebiet der Namenkunde. Schon seine 214 Seiten starke Habilitationsschrift handelte von den *Genetivischen Ortsnamen in Österreich*, 1927. Es folgten Beiträge in verschiedenen Zeitschriften: *Kultische Stammesnamen in Ostgermanien* (Die Sprache II, 1950, S. 1 ff.), *Der Namensatz im Cap. 2 der Germania des Tacitus* (Festschrift für Adolf Bach, S. 12 ff. und Rhein. Vierteljahrsblätter; Mitteilungen des Instituts für geschichtliche Landeskunde der Rheinlande an der Universität Bonn, Jg. 20, 1955). Vor allem wurden zahlreiche Ortsnamen etymologisch und bedeutungsgeschichtlich untersucht, so die Niederösterreichs und des Burgenlandes. - Von entscheidender Tragweite sind Steinhausers Bemühungen um die Klärung des Germanennamens. Nach seinen Darlegungen in der Festschrift für Dietrich Kralik (1954), S. 9 ff., bezeichnete das Wort ursprünglich die in der zweiten Hälfte des zweiten vorchristlichen Jahrtausends aus Böhmen gekommenen westfälischen Urnenfelderleute, die von ihren protillyrischen Nachbarn *Germanoi*, „die an den warmen Quellen«, genannt wurden. Diese Erkenntnisse werden von ihrem Urheber in der Zeitschrift für deutsches Altertum 87 (1956), S. 81 ff. *(Der Name ›Germani‹ im Süden)* weiter ausgebaut.

Zukunftweisend ist auch eine Reihe sprachwissenschaftlicher Errungenschaften, die wir dem derzeitigen Ordinarius für Altgermanistik an der Wiener Universität Otto Höfler verdanken. Dieser Gelehrte, dessen umfängliche und in vielem umwälzende Bücher *(Kultische Geheimbünde der Germanen*, 1934; *Germanisches Sakralkönigtum* I, 1953) vor allem auf kultur- und geistesgeschichtlichem Gebiete neue Wege weisen, hat sich sowohl zu Beginn seiner wissenschaftlichen Laufbahn als auch in der jüngsten Zeit sehr eingehend mit sprachwissenschaftlichen Problemen beschäftigt, und er ist auch bemüht, seine Universitätshörer frühzeitig in die wesentlichen Fragen dieses Forschungszweiges einzuführen. In *Altnordisch Typta* (1928) kommt Höfler zu dem Ergebnis, daß schon im späten Mittelalter eine deutsche Hochsprache gesprochen wurde,

und die *Altnordischen Lehnwortstudien* (1931) weisen die Übernahme mittelhochdeutscher Lehnwörter in das Skandinavische der Vermittlung einer hochstehenden Zweisprachigkeitsschicht zu. – In mehreren Zeitschriftenaufsätzen (*Stammbaumtheorie, Wellentheorie, Entfaltungstheorie*, Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur 77, 78, Tübingen 1955, 1956) wird der geschichtliche Lautwandel im Germanischen nach den Grundsätzen einer Entfaltungstheorie erklärt: Gemeingermanische Anlagen entfalten sich unter den besonderen Bedingungen in den verschiedenen Geltungsbereichen unabhängig voneinander. In Erweiterung eines vorläufigen Berichtes, der im Anzeiger der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, phil.-hist. Klasse Nr. 24, 1957, erschienen ist, wird in dem Buch *Die Zweite Lautverschiebung bei Ost- und Westgermanen*, 1958 (auch Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur 79, Tübingen 1957) nachgewiesen, daß die zweite Lautverschiebung schon etwa ein Jahrhundert früher, als sie in Deutschland wirksam wurde, bei den Vandalen in Afrika auftrat, sich dann auch bei Ost-, West- und Krimgoten durchsetzte und daß die Staffelung der Hochdeutschen Lautverschiebung nach Norddeutschland zu nicht durch eine Wanderung deutschen Sprachgutes nach Norden zu erklären ist, sondern dadurch, daß die Ausspracheverstärkung der Verschlußlaute gegen Süden hin stufenweise zugenommen hat, vermutlich im Zusammenhang mit den Völkerbewegungen der Völkerwanderungszeit. – Der semasiologischen Personennamenforschung stellt Höfler neue Aufgaben, indem er die primären Namenbildungen (Verbindungen, deren Glieder mit Absicht ihrem Sinne gemäß zusammengefügt sind) aus der Masse der Sekundärbildungen (in denen die Teile jener alten Bildungen ohne besondere Bedeutung beliebig miteinander verknüpft werden) aussondert (*Über die Grenzen semasiologischer Personennamenforschung*, Festschrift für Dietrich Kralik, 1954, S. 26 ff.).

Auch Siegfried Gutenbrunner in Freiburg (Breisgau) ist von Wien ausgegangen. Auch er ist Much-Schüler und die stete geistige Verbundenheit mit Wien gereicht beiden Teilen zum Segen. Aus Gutenbrunners Büchern (*Die germanischen Götternamen der antiken Inschriften*, 1936; *Germanische Frühzeit in den Berichten der Antike*, 1939; *Historische Laut- und Formenlehre des Altisländischen*, 1951) und aus Aufsätzen in Sammelwerken und Zeitschriften (*Die altgermanische Religion*, Von deutscher Art in Sprache und Dichtung II, 1941, S. 37 ff; *Über einige Namen in der Nibelungendichtung*, Zeitschrift für deutsches Altertum 85, 1954, S. 44 ff., u. a.) ziehen wir nicht nur für unsere Religionswissenschaft, Namen- und Stammeskunde, sondern auch für die deutsche Sprachwissenschaft im engeren Sinne reichen Gewinn.

Endlich sei an dieser Stelle noch eines Much-Schülers gedacht, der vor wenigen Jahren einem tragischen Verkehrsunfall zum Opfer gefallen ist, des Wiener Universitätsdozenten Ernst Krenn. Krenn hat neben volkskundlichen, kultur- und literarhistorischen Arbeiten auf dem Gebiete der Skandinavistik auch eine ansehnliche Reihe sprachgeschichtlicher und sprachpädagogischer Darlegungen veröffentlicht, und zwar kam seine Forschertätigkeit in gleichem Maße der deutschen wie der färoyischen Sprachwissenschaft (*Färoyische Sprachlehre* 1940) zugute.

Dietrich Kralik, der über 30 Jahre als Ordinarius an der Wiener Universität wirkte und sich erst im Wintersemester 1957/58 von seiner Vorlesungstätigkeit zurückgezogen hat, war schon in seiner frühesten wissenschaftlichen Veröffentlichung, einer Arbeit über *Die deutschen Bestandteile der Lex Baiuvariorum* (Neues Archiv der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde 38, 1913), auf sprachwissenschaftlichem Gebiete erfolgreich tätig, und er ist diesem Forschungszweige neben allen literarhistorischen Interessen, denen wir sein Hauptwerk (*Die Sigfridtrilogie im Nibelungenlied und in der Thidrekssaga* I, Halle 1941) verdanken, treu geblieben. So gelang es seiner sprachlichen Untersuchung der altnorwegischen Thidrekssaga, die Überlieferungsverhältnisse dieses wichtigen Denkmals, eines der kostbarsten Hüter alten Sagengutes, zu klären (*Die Überlieferung und Entstehung der Thidrekssaga*, Rheinische Beiträge 19, 1931). Von dem spätmittelalterlichen Gedicht *Der Borte* des Dietrich von der Glezze suchte Kralik durch Aussonderung späterer Zutaten die ursprüngliche Gestalt wiederzugewinnen (*Der Borte des Dietrich von der Glezze in ursprünglicher Gestalt*, Zeitschrift für deutsches Altertum 60, 1915, S. 53 ff.), und er unterzog in der Festschrift für M. H. Jellinek (1928), S. 22, den *Prolog zur Ovidverdeutschung Albrechts von Halberstadt* einer genaueren Prüfung.

Auch am Deutschen Wörterbuch der Brüder Grimm war Dietrich Kralik viele Jahre als

Mitarbeiter tätig. Seiner Feder entstammen die Artikel mit den Stichwörtern *Ton* bis *Torturwerkzeug* (1913–23). Auf namenkundlichem Gebiet schenkte er uns eine Reihe wichtiger Deutungen von Namen aus der Heldensage, vor allem in dem Aufsatz *Nibelung, Schilbung und Balmung* (Wiener Prähistorische Zeitschrift 19, 1932, S. 324 ff.) und an zahlreichen kostbaren Stellen seiner Sigfridtrilogie.

Selbst im Bereiche der neueren deutschen Philologie war seinen Bemühungen Erfolg beschieden. So wird seinen Hörern der schöne Vortrag *Goethe als Sprachschöpfer*, den er im Rahmen der Vortragsreihe zur Goethegedenkfeier an der Wiener Universität am 17. Oktober 1949 gehalten hat, unvergessen bleiben. Er wurde in der Chronik des Wiener Goethevereins 56 (1952), S. 1 ff. abgedruckt.

Kraliks wissenschaftliche Arbeiten sind wie seine vielbesuchten Vorlesungen durch einen natürlichen, klaren und dem sachlichen wie dem poetischen Gehalt des Gegenstandes angemessenen Sprachstil gekennzeichnet, der Hörer und Leser in seinen Bann zieht. Entscheidend war Kraliks Wirken in Proseminaren, Seminaren und sprachwissenschaftlichen Vorlesungen, in denen er zahlreiche junge Menschen in die Grundfragen der Sprachgeschichte eingeführt und zu eigener linguistischer und sprachästhetischer Arbeit angeregt hat. Seinem anspruchsvollen Beispiel, seiner steten Wachsamkeit verdankt seine Hörerschaft jenes gründliche handwerkliche und geistige Rüstzeug, das eben die Wiener Schule in hervorragendem Maße auszeichnet.

Von großer Bedeutung sind seit je, d. h. seit der Begründung eines deutschkundlichen Studienbetriebes in Wien, die Leistungen der Wiener Germanisten in der Herstellung wissenschaftlicher Textausgaben. Das starke Einfühlungsvermögen des Österreichers für alles Künstlerische kommt dieser Art philologischer Betätigung in hervorragendem Maße zugute. Wenn wir von den richtungweisenden Ausgaben älteren Datums absehen und uns im wesentlichen auf die gegenwärtig noch wirkenden Forscher beschränken wollen, können wir doch die großen philologischen Verdienste des vor wenigen Jahren verstorbenen Wiener Universitätsprofessors Edmund Wiessner nicht übergehen, der die heute gültigen Ausgaben von Heinrich Wittenwilers *Ring* (Leipzig 1931, mit reichhaltigem Kommentarband 1936), einer spätmittelalterlichen Reimerzählung des Schwankes *»Meier Betz und Metzenhochzit«* (Tübingen 1956) und der Lieder Neidharts (Leipzig 1923: Neubearbeitung der Ausgabe von Haupt; Tübingen 1955: selbständige Ausgabe) geschaffen hat und bis in das hohe Alter seine durch unermüdliche Sorgfalt und ein beinahe unbegrenztes Wissen auf dem Gebiet der mittelhochdeutschen Dichtersprache ausgezeichnete Forschertätigkeit der Erläuterung und lexikalischen Erschließung der Gedichte Neidharts gewidmet hat (*Kommentar zu Neidharts Liedern*, Leipzig 1954; *Vollständiges Wörterbuch zu Neidharts Liedern*, Leipzig 1954). – In dem Sammelwerk Deutsche Wortgeschichte von Maurer-Stroh (1943) gab Wießner eine reichhaltige Übersicht über den sprachgeschichtlich bedeutsamen Wortschatz der mittelhochdeutschen Dichtungen um 1200, über Neubildungen und Verluste deutschen Wortgutes sowie Übernahmen aus anderen Sprachen und Dialekten in der Ritterepik, in der Heldendichtung und im Minnesang des deutschen Mittelalters.

So hat Wießners Lebenswerk, ungehemmt durch die langjährige Vorlesungstätigkeit des Professors an der Wiener Universität die beiden philologischen Hauptgebiete umfaßt: Textbearbeitung und -erläuterung (Ausgaben, Kommentare) und Sprachkunde (Wortgeschichte, Wörterbuch).

Ein noch quellennäheres Gebiet beschreitet und erschließt, ohne die beiden eben erwähnten Forschungsaufgaben zu vernachlässigen, sie im Gegenteil fester fundierend, Hermann Menhardt, der uns unmittelbar an die handschriftlichen Texte heranführt.

Hermann Menhardt, einem der besten Kenner des altdeutschen Handschriftenwesens, verdanken wir das wertvolle *Handschriftenverzeichnis der Kärntner Bibliotheken* I (Wien 1927). Ein umfassendes Verzeichnis der altdeutschen Handschriften der Österreichischen Nationalbibliothek (ehem. Hofbibliothek) ist fertiggestellt. - Unter Menhardts zahlreichen Handschriftenfunden seien die Endeckung neuer Bruchstücke des Nibelungenliedes: der Klagenfurter Fragmente Z, des ältesten Nibelungentextes, den wir besitzen, und der Vorauer Bruchstücke V^0, die den »Nottext« eines Nordschweizers bieten (Zeitschrift für deutsches Altertum 69, 1932, und 74, 1937), sowie die Auffindung einer Klagenfurter Handschrift des St. Trudperter Hohen Liedes aus der Zeit von 1420 bis 1430 hervorgehoben. Von diesem Denkmal (alemannisch, 12. Jh.) hat Menhardt auch eine kritische Ausgabe besorgt (Rheinische Beiträge 21, 1934). - Wir wissen ferner durch Hermann Menhardt,

daß die Handschrift des ältesten uns erhaltenen deutschen Physiologus, des sogenannten älteren Wiener Prosaphysiologus (Cod. Vind. 223) aus St. Paul in Kärnten stammt, von wo sie vermutlich durch Wolfgang Lazius im Jahre 1549 nach Wien gebracht wurde. In das Kärntner Kloster aber dürfte sie aus dem Schwarzwaldkloster Hirsau gelangt sein. Die Wanderungen dieses Buches gehen also mit den geistigen Reformbewegungen der Ordenserneuerung und des Humanismus parallel (*Wanderungen des ältesten deutschen Physiologus*, Zeitschrift für deutsches Altertum 74, 1937, S. 37 f.). – In dem reichhaltigen Aufsatz *Die Bilder der Millstätter Genesis und ihre Verwandten* (Carinthia I, Festschrift für Egger, 1954) wird der Nachweis erbracht, daß die diesem altdeutschen Genesistext beigegebenen Bilder nach dem Bilderzyklus einer byzantinischen Oktateuch-Handschrift in Regensburg gezeichnet worden sind. Auch der von derselben Hand illustrierte Millstätter gereimte Physiologus (K) sowie die gesamte Millstätter Sammelhandschrift 6/19 des Geschichtsvereins für Kärnten, die neben Genesis und Physiologus noch andere Stücke enthält, ist in der mittelalterlichen Hauptstadt Bayerns beheimatet. Diese Tatsache wird in der Abhandlung *Der Millstätter Physiologus und seine Verwandten* (Kärntner Museumsschriften 14, 1956), durch weitere Nachweise erhärtet. Der mit der Millstätter Überlieferung auf eine gemeinsame Vorlage zurückgehende »jüngere« Wiener Prosaphysiologus (W) (Cod. Vind. 2721) wird in dieser Arbeit Menhardts als ursprünglich schwäbische Arbeit erkannt, die im 12. Jh. in das Bairische umgeschrieben wurde. Aus inhaltlichen Details geht hervor, daß dem Verfasser der Text eines mit Bildern geschmückten lateinischen Physiologus, der sogenannten Dicta Chrysostomi, vorgelegen sein muß, der der Gestaltung des Stoffes in dem aus Nordwestfrankreich stammenden Wiener Codex 303 entsprach. – Die Angaben, die Menhardt in einem aus dem Leipziger Thomaskloster stammenden Codex der Wiener Nationalbibliothek über das Todesjahr und verschiedene Lebensumstände des Dichters Heinrich von Morungen fand, sind weniger sprachgeschichtlich, um so mehr aber literarhistorisch von Bedeutung (Zeitschrift für deutsches Altertum 70, 1933, S. 209 ff.).

Wenn von den sprachwissenschaftlichen Leistungen der Wiener Germanistik die Rede ist, soll ein Name nicht unerwähnt bleiben, obschon sein Träger schon lange von uns gegangen ist: Max Hermann Jellinek. Seine großartige zweibändige *Geschichte der neuhochdeutschen Grammatik* (Heidelberg 1913) sichert ihm das ehrenvolle Andenken aller jener, denen die Erforschung und Pflege der deutschen Sprache und ihrer Gesetzlichkeiten in besonderer Weise obliegt. Jellineks Werk ist eine Fundgrube höchster Gelehrsamkeit und auf dem von ihm behandelten Gebiete werden kaum je gültigere Erkenntnisse erworben werden. Die Quellen sind mit äußerster Sorgfalt ausgewertet, die Darstellung läßt an Klarheit und Überzeugungskraft keinen Wunsch offen. Nie enttäuschten diese Bände als Nachschlagewerk. Erschöpfend gibt der erste Band über die historische Entwicklung der Gesamtgrammatik, der zweite über die der einzelnen Teilgebiete dieser Disziplin Auskunft. Zahllose Namen und Leistungen sind nur durch Jellinek hier der Vergessenheit entrissen. Er hat ihnen für die Zukunft ihren Platz in der grammatischen Wissenschaft gesichert. – Jellineks *Geschichte der gotischen Sprache* (1926) ist ein auch heute noch nicht ersetztes Hilfsmittel beim Studium des Gotischen.

Ein Schüler M. H. Jellineks und reiner Grammatiker wie dieser, im besonderen aber Erforscher der Satzlehre, ist der Wiener Gymnasialprofessor und Mitarbeiter am Bairisch-Österreichischen Wörterbuch: Clemens Biener. Durch zahlreiche Beiträge in germanistischen Fachzeitschriften hat er unsere Erkenntnisse von der deutschen Wortfolgegesetzlichkeit und anderen Sprachgepflogenheiten in Mittelalter und Neuzeit, vorzugsweise im Frühneuhochdeutschen, wesentlich bereichert. Seine unveröffentlichte *Geschichte der deutschen Satzformen* stellt den erstmaligen Versuch eines solchen Unternehmens dar und faßt seine in jahrzehntelanger Sammelarbeit und im Durchstöbern zahlreicher Chroniken erzielten Forschungsergebnisse sowie seine Anschauung vom Ursprung und von der Entwicklung der Sprache anschaulich zusammen.

Neben Kralik, Wießner und Menhardt, die das ältere Fach der deutschen Philologie vertreten, haben sich als Gestalter wissenschaftlicher Textausgaben die Ordinarien der neueren Abteilung der Wiener Germanistik Josef Nadler, Eduard Castle und Hans Rupprich in Gelehrtenkreisen des In- und Auslandes einen Namen gemacht.

Hans Rupprichs Obsorge gilt besonders den von den Literaturkundigen vielfach unbeachteten, geistes- und sprachwissenschaftlich aber

um so bedeutsameren Schriftwerken im Zeitalter des Humanismus und der Renaissance. Neben seinen literarhistorischen Büchern (*Humanismus und Renaissance*, Leipzig 1938; *Das Wiener Schrifttum des ausgehenden Mittelalters*, Wien 1954) und Aufsätzen (*Johannes Reuchlin und seine Bedeutung im europäischen Humanismus*, Pforzheim 1955, in: Johannes Reuchlin, Festgabe seiner Vaterstadt; *Willibald Pirckheimer, Beiträge zu einer Wesenserfassung*, Schweizer Beiträge zur allgemeinen Geschichte 15, 1957, S. 64 ff.) gab Rupprich den *Briefwechsel des Konrad Celtis* (München 1934) mit wertvollen Anmerkungen kritisch bearbeitet heraus und von *Dürers schriftlichem Nachlaß* ist der erste Band (Berlin 1956) in einem vom Deutschen Verein für Kunstwissenschaft prächtig ausgestatteten Buchwerk erschienen. Er enthält die Dokumente zu Dürers persönlichem Leben: die Familienchronik, Dürers Gedenkbuch, seinen Briefwechsel, seine Dichtungen, das Tagebuch der Reise in die Niederlande und kleinere Aufzeichnungen und Eintragungen. Abdrucke urkundlicher Texte, der Erwähnungen des Meisters im Schrifttum seiner Zeit sowie der Handschrift Albrecht Dürers sind als Anhang beigegeben. Der zweite und dritte Band werden Dürers theoretischen Schriften gewidmet sein. Die Bedeutung dieser Ausgabe ist gerade vom sprachwissenschaftlichen Standpunkt her nicht hoch genug einzuschätzen. Handelt es sich doch hier um Sprachäußerungen eines Künstlers, die ohne jeden Gedanken an ein Leserpublikum und in einer Zeit zu Papier gebracht wurden, die gerade der Sprachforschung bisher noch entscheidende Antworten schuldig geblieben ist. - Hohe Verdienste um die Sprachpflege erwarb sich Rupprich durch seine schöne Übersetzung von Pico della Mirandolas *Rede über die Würde des Menschen* (1952), die leider dem Buchhandel entzogen ist. Diese Übertragung aus dem hochkultivierten Latein des Renaissancegelehrten in die hochdeutsche Sprache der Gegenwart erfreut ebenso wie die neuhochdeutsche Wiedergabe von *Pirckheimers Elegie auf Dürers Tod* (Anzeiger der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, phil.-hist. Klasse Nr. 9, 1956) durch eine nahezu vollendete Sprachbehandlung. Die Art, wie hier die deutschen Sätze in ihrer klaren, knappen Ausdruckskraft und einer beinahe erstaunlichen Leichtigkeit, ja künstlerischen Gefälligkeit dem jeweils besonderen Gehalt der Aussage entsprechen, hat nicht geringen Anteil daran, wenn diese ideengeschichtlich so bedeutsamen Zeugnisse dem Kenner zum schönen und dauernden geistigen Besitz werden.

Der weit über die Grenzen unseres Landes und Volkes hinaus bekannte Literarhistoriker Josef Nadler hat uns die historisch-kritische Gesamtausgabe der Werke Johann Georg Hamanns (6 Bände, Salzburg 1949 ff.) und zusammen mit Hedwig Weinheber eine Ausgabe von Josef Weinhebers sämtlichen Werken (5 Bände, Wien 1949 ff.) geschenkt. Aus seiner feinfühligen Hand empfangen wir diese philosophischen und dichterischen Gaben in ihrem unmittelbaren Erlebnisgehalt, in ihrer seelischen Leuchtkraft, in der Weite und Tiefe des Weltbildes, das sie spiegeln. Welchen Wert Nadlers geist- und bildreicher, zugleich formschöner Sprachstil für die deutsche Literaturgeschichtsschreibung und für die Deutung von Dichtung hat, ist mit Worten nicht auszudrücken, es kann nur er-lesen, erlebt werden.

Eduard Castle nahm sich vor allem der Österreicher an. Die stattliche Reihe seiner Dichterausgaben beginnt mit einer Lenau-Ausgabe (1899), es folgen die Werke Ferdinand Raimunds (1903), Anastasius Grüns (1905), abermals Nikolaus Lenaus (1909/23), dann Ludwig Anzengrubers (1921), Franz Grillparzers (1924) und noch einmal Ferdinand Raimunds (histor.-krit. Säkularausgabe zusammen mit Fritz Brukner, Band 1–6, 1924-34). Es ist fast unbegreiflich, wie der vielbeschäftigte Lehrer, der Betreuer der großen Deutsch-Österreichischen Literaturgeschichte für die Bewältigung all dieser Aufgaben, von denen ja jede wieder gewaltige Vorarbeiten erforderte, noch Zeit und Energie aufbringen konnte. Der heute 82jährige Senior unter den Germanisten Wiens kann mit Stolz und Genugtuung auf dieses reiche Lebenswerk im Dienste der Erforschung unserer Sprachkunstwerke zurückblicken.

Unter den großen Wiener Editionswerken, die von mehreren, auch außerhalb der Universität wirkenden Forschern betreut wurden, seien vor allem die im Auftrage der Stadt Wien von August Sauer begründete und von seinen Schülern, zuletzt von Reinhold Backmann forgeführte, mehr als 40 Bände umfassende historisch - kritische Ausgabe von Grillparzers Werken (1909 ff.) und die 15bändige historisch-kritische Ausgabe von Johann Nestroys sämtlichen Werken von Fritz Brukner und Otto Rommel (1924 ff.) hervorgehoben. Auch das Reihenwerk Deutsche Literatur, Sammlung literarischer

Kunst- und Kulturdenkmäler in Entwicklungsreihen ist von Wien ausgegangen. Seine ersten Herausgeber waren Heinz Kindermann, Walter Brecht und Dietrich Kralik. Edmund Wiessner steuerte hierfür seine bereits erwähnte Wittenwilerausgabe bei, während Hans Rupprich die Bände der Reihe Humanismus und Renaissance (1935, 1938) herausgab. Wertvolle Einleitungen und Anmerkungen erhöhen den Wert dieser Bücher.

Auch die Verfasserin dieses Berichtes sieht die Wissenschaft von der deutschen Sprache als ihr vordringliches Anliegen an. Im besonderen widmet sie sich der Erforschung künstlerischer Prinzipien in der dichterischen Satzgestaltung, einer Art Kunstbetrachtung der Grammatik (*Zur Wortstellung in Wolframs Parzival*, Anzeiger der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, phil.-hist. Klasse, Nr. 19, 1952, S. 270 ff.; *Die Kunst des Enjambements bei Wolfram von Eschenbach*, Zeitschrift für deutsches Altertum 85, 1954, S. 210 ff.). In ihren sprachsystematischen Arbeiten (*Kleine historische Lautlehre des Deutschen* 1958; *Zur Verbindung von Vorder- und Nachsatz im Deutschen*, Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur, Sonderband, Halle 1957, S. 415 ff.) trachtet sie danach, an der historischen Betrachtungsweise grundsätzlich festzuhalten, ohne dabei die Gliederung des gesamtsprachlichen Aufbaus zu einer bestimmten Zeit zu vernachlässigen.

Blanka Horacek

Das Österreichische Wörterbuch

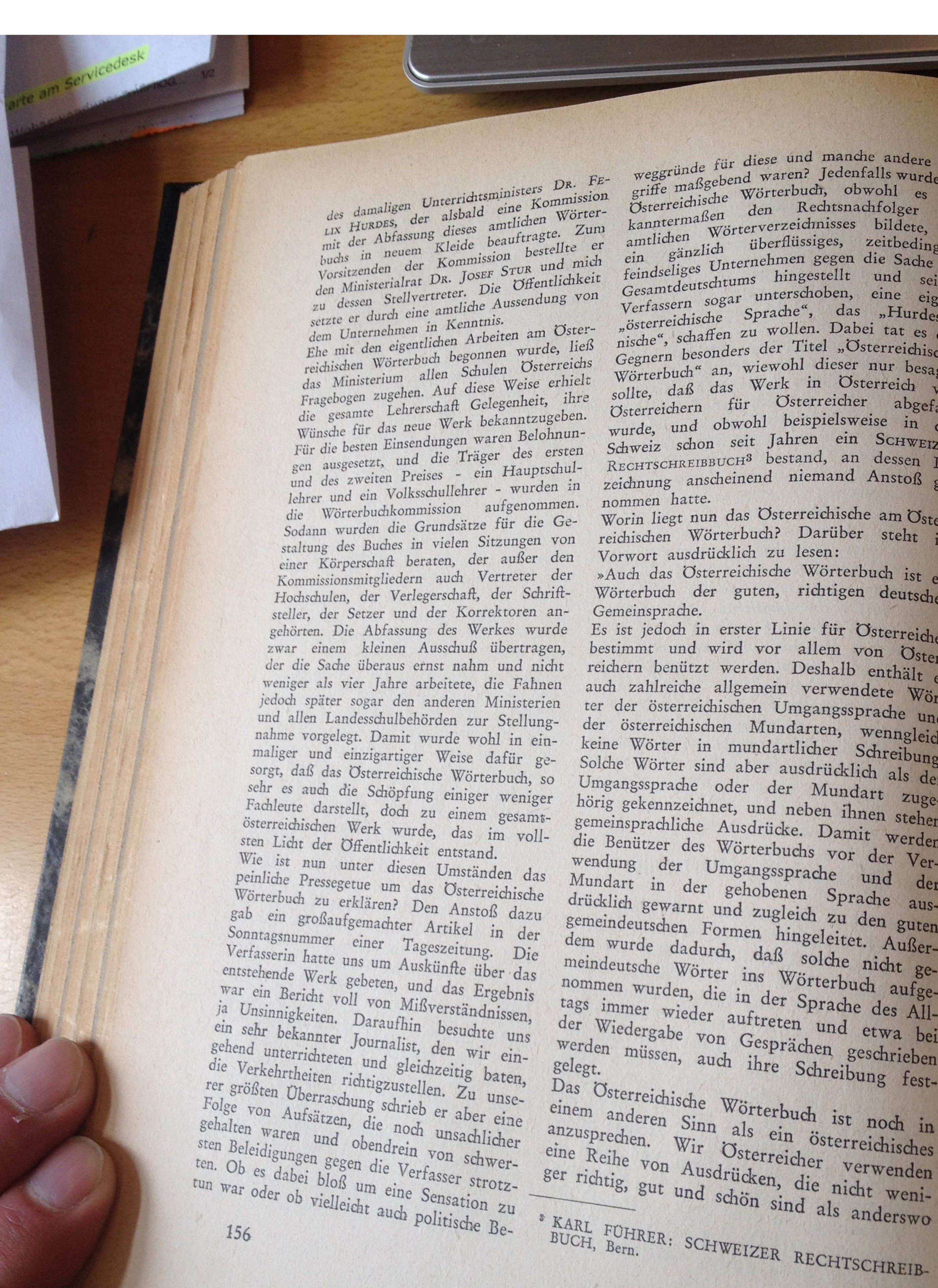
Im deutschen Sprachraum sind schon sehr viele Wörterbücher erschienen, doch dürfte kaum eines die Öffentlichkeit über ein gewisses übliches Maß hinaus beschäftigt haben. Das liegt in der Natur solcher fachlicher, im wesentlichen registrierender Druckwerke. Ganz anders war dies, als das Österreichische Wörterbuch herauskam, ja sogar schon lange vorher! An ihm erhitzten sich die Gemüter Zehntausender: Fast die gesamte österreichische Tagespresse brachte durch Monate Stimmen für und gegen das Buch, und selbst in Westdeutschland erschienen in Zeitungen Stellungnahmen zu dem Werk - das noch gar nicht geboren war! Da den Kritikern die Einsicht in die Sache fehlte, schrieben sie begreiflicherweise mehr Dichtung als Wahrheit. Damit erhielten aber die Leser von allem Anfang ein durchaus falsches Bild von dem Wörterbuch. Dies um so mehr, als einzelne Journalisten in marktschreierisch aufgemachten Artikeln geradezu Tatarennachrichten über die Absichten der Verfasser verbreiteten und diese persönlich verunglimpften. Sogar der Rundfunk beschäftigte sich bald mit dem Werk, leider jedoch auch nicht immer sachlich. Daß nunmehr selbst Witzblätter und Kabaretts das Österreichische Wörterbuch in ihr Programm aufnahmen, tat ihm jedoch kaum Abbruch, sondern machte es eher - noch vor seinem Erscheinen - volkstümlich. Wie kam es nun zu alldem? Und was ist die Wahrheit über das Österreichische Wörterbuch?

Seine Verfasser haben seinerzeit mit voller Absicht nicht in den Zeitungskrieg eingegriffen; sie hätten unter den obwaltenden Umständen auf jeden Fall den kürzeren gezogen. Jetzt, sechs Jahre nach dem Erscheinen des Werkes, sei aber die gebotene Gelegenheit gerne ergriffen, „über die Zielsetzung, die Entstehung und die Wirkung des Österreichischen Wörterbuches“ [1] zu berichten.

Zunächst sei festgestellt, daß auch in Österreich seit eh und je deutsche Wörterbücher geschrieben und verlegt wurden. Außerdem gab es hierzulande stets ein eigenes amtliches Wörterbuch, das die Grundlage für die Rechtschreibung in den Schulen und bei den Behörden bildete; es trug den nüchternen Titel Regeln für die deutsche Rechtschreibung und Wörterverzeichnis und war ebenso amtlich nüchtern abgefaßt. In den Wiener Schulen war jedoch ein anderes, vom gemeindeeigenen Verlag herausgebrachtes Wörterbuch eingeführt, das nicht einmal in allem und jedem mit dem offiziellen Wörterverzeichnis übereinstimmte. An diesem Zustand hatte begreiflicherweise niemand allzu große Freude. Als daher nach der Befreiung Österreichs sämtliche Schulbücher neu bearbeitet werden mußten, einigten sich die beiden Verlage - der Österreichische Bundesverlag und der Verlag für Jugend und Volk, beide in Wien -, gemeinsam ein größeres Wörterbuch herauszugeben und es außerdem nach modernen pädagogischen Grundsätzen gestalten zu lassen. Der Plan fand die Billigung

---

[1] Aus dem Brief, den die Schriftleitung der MUTTERSPRACHE am 15. 7. 1957 an mich gerichtet hat.



des damaligen Unterrichtsministers Dr. Felix Hurdes, der alsbald eine Kommission mit der Abfassung dieses amtlichen Wörterbuchs in neuem Kleide beauftragte. Zum Vorsitzenden der Kommission bestellte er den Ministerialrat Dr. Josef Stur und mich zu dessen Stellvertreter. Die Öffentlichkeit setzte er durch eine amtliche Aussendung von dem Unternehmen in Kenntnis.

Ehe mit den eigentlichen Arbeiten am Österreichischen Wörterbuch begonnen wurde, ließ das Ministerium allen Schulen Österreichs Fragebogen zugehen. Auf diese Weise erhielt die gesamte Lehrerschaft Gelegenheit, ihre Wünsche für das neue Werk bekanntzugeben. Für die besten Einsendungen waren Belohnungen ausgesetzt, und die Träger des ersten und des zweiten Preises - ein Hauptschullehrer und ein Volksschullehrer - wurden in die Wörterbuchkommission aufgenommen.

Sodann wurden die Grundsätze für die Gestaltung des Buches in vielen Sitzungen von einer Körperschaft beraten, der außer den Kommissionsmitgliedern auch Vertreter der Hochschulen, der Verlegerschaft, der Schriftsteller, der Setzer und der Korrektoren angehörten. Die Abfassung des Werkes wurde zwar einem kleinen Ausschuß übertragen, der die Sache überaus ernst nahm und nicht weniger als vier Jahre arbeitete, die Fahnen jedoch später sogar den anderen Ministerien und allen Landesschulbehörden zur Stellungnahme vorgelegt. Damit wurde wohl in einmaliger und einzigartiger Weise dafür gesorgt, daß das Österreichische Wörterbuch, so sehr es auch die Schöpfung einiger weniger Fachleute darstellt, doch zu einem gesamtösterreichischen Werk wurde, das im vollsten Licht der Öffentlichkeit entstand.

Wie ist nun unter diesen Umständen das peinliche Pressegetue um das Österreichische Wörterbuch zu erklären? Den Anstoß dazu gab ein großaufgemachter Artikel in der Sonntagsnummer einer Tageszeitung. Die Verfasserin hatte uns um Auskünfte über das entstehende Werk gebeten, und das Ergebnis war ein Bericht voll von Mißverständnissen, ja Unsinnigkeiten. Daraufhin besuchte uns ein sehr bekannter Journalist, den wir eingehend unterrichteten und gleichzeitig baten, die Verkehrtheiten richtigzustellen. Zu unserer größten Überraschung schrieb er aber eine Folge von Aufsätzen, die noch unsachlicher gehalten waren und obendrein von schwersten Beleidigungen gegen die Verfasser strotzten. Ob es dabei bloß um eine Sensation zu tun war oder ob vielleicht auch politische Beweggründe für diese und manche andere Angriffe maßgebend waren? Jedenfalls wurde das Österreichische Wörterbuch, obwohl es bekanntermaßen den Rechtsnachfolger des amtlichen Wörterverzeichnisses bildete, als ein gänzlich überflüssiges, zeitbedingtes, feindseliges Unternehmen gegen die Sache des Gesamtdeutschtums hingestellt und seinen Verfassern sogar unterschoben, eine eigene „österreichische Sprache", das „Hurdestanische", schaffen zu wollen. Dabei tat es den Gegnern besonders der Titel „Österreichisches Wörterbuch" an, wiewohl dieser nur besagen sollte, daß das Werk in Österreich von Österreichern für Österreicher abgefaßt wurde, und obwohl beispielsweise in der Schweiz schon seit Jahren ein Schweizer Rechtschreibbuch[3] bestand, an dessen Bezeichnung anscheinend niemand Anstoß genommen hatte.

Worin liegt nun das Österreichische am Österreichischen Wörterbuch? Darüber steht im Vorwort ausdrücklich zu lesen:

»Auch das Österreichische Wörterbuch ist ein Wörterbuch der guten, richtigen deutschen Gemeinsprache.

Es ist jedoch in erster Linie für Österreicher bestimmt und wird vor allem von Österreichern benützt werden. Deshalb enthält es auch zahlreiche allgemein verwendete Wörter der österreichischen Umgangssprache und der österreichischen Mundarten, wenngleich keine Wörter in mundartlicher Schreibung. Solche Wörter sind aber ausdrücklich als der Umgangssprache oder der Mundart zugehörig gekennzeichnet, und neben ihnen stehen gemeinsprachliche Ausdrücke. Damit werden die Benützer des Wörterbuchs vor der Verwendung der Umgangssprache und der Mundart in der gehobenen Sprache ausdrücklich gewarnt und zugleich zu den guten gemeindeutschen Formen hingeleitet. Außerdem wurde dadurch, daß solche nicht gemeindeutsche Wörter ins Wörterbuch aufgenommen wurden, die in der Sprache des Alltags immer wieder auftreten und etwa bei der Wiedergabe von Gesprächen geschrieben werden müssen, auch ihre Schreibung festgelegt.

Das Österreichische Wörterbuch ist noch in einem anderen Sinn als ein österreichisches anzusprechen. Wir Österreicher verwenden eine Reihe von Ausdrücken, die nicht weniger richtig, gut und schön sind als anderswo

[3] Karl Führer: Schweizer Rechtschreibbuch, Bern.

gebrauchte. Sie wurden naturgemäß im Wörterbuch bevorzugt, wogegen etwa nur in Norddeutschland übliche gar nicht berücksichtigt oder als bei uns fremd oder zumindest ungewohnt ausdrücklich gekennzeichnet wurden.

Es ist aber auch Tatsache, daß wir in der besten Sprache der Gebildeten unseres Landes Wörter anders betonen, anders aussprechen, Hauptwörter mit einem anderen Artikel oder einer anderen Mehrzahlform, Zeitwörter mit einem anderen Hilfszeitwort verwenden u. v. a. m., als dies außerhalb Österreichs üblich ist. In solchen Fällen wurden die bei uns gebräuchlichen, allgemein als gut und richtig empfundenen Formen ins Wörterbuch aufgenommen.«

Mit diesen Darlegungen ist wohl die Aufgabe des Österreichischen Wörterbuchs klar gekennzeichnet und das Unternehmen hinreichend begründet. Als es zu Weihnachten 1951 fertig vorlag und den Vertretern der in- wie der ausländischen Presse auf einer Tagung vorgelegt wurde, gab es keine Angriffe mehr. Die einen schwiegen es in der Folge tot, die anderen aber lobten es, am schmeichelhaftesten einer der ersten deutschen Hochschulgermanisten, der selbst in der Redaktion eines sehr bekannten deutschen Wörterbuches maßgebend wirkt. Und seither hat es sich auch durchgesetzt: 1957 konnte bereits die 16. unveränderte Auflage herausgebracht werden.

Der zur Verfügung gestellte Platz erlaubt es nicht, noch auf besondere Eigenheiten des Werkes einzugehen. Es sei daher bloß zusammenfassend darauf hingewiesen, daß das Buch auch im Dienste der Sprachlehre und bis zu einem gewissen Grad sogar der Erziehung zum guten Stil steht. Überdies weist es als Wörterbuch für Schule und Haus zum ersten Male sogenannte Suchhilfen auf.

Alles in allem war die Absicht seiner Verfasser, ein nach Inhalt und Ausstattung zeitgemäßes Werk zu schaffen, das sich - als eine Mittlere Ausgabe - würdig in die stattliche Reihe der guten deutschen Wörterbücher eingliedert.

Albert Krassnigg

Von der Arbeit am Österreichisch-Bayerischen Dialektwörterbuch

Als im Jahre 1910 zum ersten Male die Schaffung eines Wörterbuches des bair.-österr. Dialektes von Mitgliedern der Münchener und der Wiener Akademie der Wissenschaften erwogen wurde, machte man sich wohl noch keinen Begriff davon, welch umfassendes Werk aus dieser ersten Planung heranreifen würde. Freilich waren von Anfang an nur Fachleute allerersten Ranges an dem Unternehmen beteiligt. JOSEPH SEEMÜLLER hatte in Wien eine mundartkundliche Schule entwickelt, deren exakt wissenschaftliche Methode auf getreuer Lautwiedergabe und den auf den Dialekt angewandten Prinzipien der historischen Grammatik beruhte. Die im Grenzland Kärnten von PRIMUS LESSIAK auf Grund der Lehnwortforschung entwickelte mehrsprachige Mundartkunde sowie die von dem Tiroler JOSEPH SCHATZ erstmalig angebahnten Anfänge einer dialektgeographischen Betrachtung ergaben weitere entscheidende Gesichtspunkte. Als Vorbild galt vor allem das SCHWEIZERDEUTSCHE WÖRTERBUCH, das, in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts begonnen, nunmehr über 11 fertige Foliobände verfügt und beim Buchstaben T angelangt ist. Wie das schweizerische sollte auch das bayer.-österr. Wörterbuch über ein bloßes Vokabular hinaus zu einem sachlich-volkskundlichen Nachschlagewerk werden. Mit Stolz dürfen seine Bearbeiter heute sagen, daß das Werk weit über alle Wunschträume seiner Gründer hinausgewachsen ist. Mit seinen drei Millionen Einzelbelegen ist es nicht nur die größte derartige Sammlung auf deutschem Sprachgebiet, sondern auch den sachkundlichen und kulturgeschichtlichen Anforderungen, die man heute an ein solches Wörterbuch stellt, in höherem Maße als andere ähnliche Einrichtungen gewachsen. Der Weg, auf dem es seine Bearbeiter zu dem heutigen Stand der Sammlungen brachten, war freilich lang und mühevoll.

Die Wortschatzsammlung als solche wurde von den beiden ersten Assistenten der Wörterbuchkanzlei, ANTON PFALZ und WALTER STEINHAUSER, in die Wege geleitet. Über möglichst alle Bereiche des menschlichen Lebens und Arbeitens wurden Fragebogen entworfen, die im Laufe der Jahre auf 109 Stück mit meist weit über 100 Einzelfragen anwuchsen. Durch eifrige Werbung wurde ein Netz verläßlicher Sammler angelegt, die in regelmäßigen Zeitabständen Fragebogen zugeschickt erhielten. Sodann wurden die Richtlinien für die alphabetische Anordnung und eine die etymologischen Verhältnisse berücksichtigende Schreibung festgelegt. Diese in Beratungen zwischen SEEMÜLLER, LESSIAK, PFALZ und STEINHAUSER entstandenen Grundsätze der Wörterbucharbeit ergaben im Lauf der Zeit ein ziemlich umfangreiches Buch, die

sogenannte Anleitung zum Lemmatisieren. Das Lemmatisieren selbst, also das Ansetzen der Stichwörter oder Lemmata, war die Hauptarbeit der folgenden Jahrzehnte, eine Arbeit, die durch die beiden Weltkriege und ihre Folgen empfindlich und nachhaltig gestört wurde. Gleichzeitig entstand der BAYERISCH-ÖSTERREICHISCHE DIALEKTATLAS, ein Werk von Univ.-Prof. Dr. E. KRANZMAYER, der seit seinem Einstand als wissenschaftliche Hilfskraft im Jahre 1926 mit kleinen Unterbrechungen ständig und maßgeblich am Wörterbuchunternehmen teils in Wien, teils in München tätig ist. Der Atlas, für den eigene Fragebogen entworfen und ausgesandt wurden, vermittelte den augenfälligsten Überblick über die geographische Verteilung laut- und wortkundlicher Bestände und half zur Klärung zahlreicher Probleme, die sich im Laufe der Wörterbucharbeit ergaben.

Natürlich konnte die Wortschatzsammlung sich nicht nur auf die durch Fragebogen gewonnenen Wörter und Wendungen der lebenden Mundart beschränken. Kein Wort ist ohne die Kenntnis seiner Geschichte restlos verständlich. Viele Mundartwörter, die noch in der einen oder anderen Gegend ein einsames Eigendasein führen, bleiben für die Wissenschaft Findlingsblöcke, wenn es nicht möglich ist, jenes Massiv zu finden, aus dem sie sich seinerzeit gelöst haben. So erschien es den Bearbeitern des Wörterbuches selbstverständlich, für einen entsprechenden historischen Unterbau zu sorgen. Alle für unseren Mundartbereich in Betracht kommenden althochdeutschen Quellen wurden ausgezogen, desgleichen jene mittelhochdeutschen Schriften, die nicht unter dem Einfluß der Literatur- und Dichtersprache stehen, vor allem Rechtsdenkmäler und mundartliche Dichtungen, wie MEIER HELMBRECHT oder SEIFRIED HELBLING. Die österreichischen Weistümer und Urbare, Inventare und Archivalien verschiedener Art ergaben wertvolle Bereicherung und stellten das Verbindungsstück zur Gegenwart dar. Natürlich wurde auch das mundartliche Schrifttum der Gegenwart, soweit es volksecht ist, mitberücksichtigt. In die Verzettelungsarbeit wurde selbstverständlich auch die gesamte einschlägige Fachliteratur eingeschlossen, um dem Bearbeiter der einzelnen Artikel die Bezugnahme auf die Literatur zu erleichtern.

Die für Österreich als Grenzland eigentümlichen dialektgeographischen Verhältnisse erforderten aber noch eines: nämlich die Einbeziehung der zugehörigen Außenmundarten in den Sprachinseln und der Lehnwörter in den Nachbarsprachen. Die Mundarten der sogenannten zimbrischen Sprachinseln in Oberitalien geben Auskunft über mittelalterliche Tiroler Sprachverhältnisse, die Mundart von Zarz und Deutschruth in Jugoslawien zeigt uralte Pustertaler Sprachform, während die Sprachinseln Brünn, Wischau und Budweis gewissermaßen ein Dialektmuseum von Nieder- und Oberösterreich darstellen. Sie und andere kleinere Sprachinseln wurden ebenso in den Arbeitsbereich des bayerisch-österreichischen Wörterbuches einbezogen wie die unmittelbar anschließenden, aber politisch abgetrennten bairischen Sprachgebiete von Südtirol, des Egerlandes, Südböhmens und Südmährens. Für den übrigen bairischen Sprachraum, Altbayern (d. i. Ober-, Niederbayern und die Oberpfalz sowie der Lechwinkel um Neuburg und Rain), den mittelfränkischen Raum um Eichstätt und Nürnberg und die oberfränkischen Gebiete um Rehau, Selb und Wunsiedel ist die Münchener Wörterbuchkanzlei zuständig. Insgesamt hat unsere Wiener Wörterbuchkanzlei ca. 9 000 000 Mundartsprecher zu betreuen, während der Münchener Einzugsbereich sich etwa auf 3 000 000 beläuft.

Die Wörterbucharbeit ist mit dem Lemmatisieren noch lange nicht getan. Abgesehen von dem mühsamen und zeitraubenden Vorgang der alphabetischen Ordnung des Materials, die am besten sofort nach dem Lemmatisieren einer größeren Arbeitseinheit erfolgt, besteht sie in der Vorbereitung des Druckes. Nach vierzigjähriger Vorarbeit ist unser Wörterbuch nun dem Druck entgegengereift. Zwar lassen sich immer noch Lücken finden, die geschlossen werden müssen, aber im großen und ganzen ist es soweit, daß allen Ernstes auf die Veröffentlichung hingearbeitet werden kann. Die im Jahre 1956 erschienene *Historische Lautgeographie des gesamtbairischen Dialektraumes* von E. KRANZMAYER ist ein sicheres Fundament, auf dem das Wörterbuch aufbauen und auf das es sich in vielen Teilfragen berufen kann. Unter der Führung des Kommissionsobmannes, Univ.-Prof. Dr. D. KRALIK, von Univ.-Prof. Dr. V. DOLLMAYR, dem jahrzehntelangen Mitarbeiter am GRIMMSCHEN WÖRTERBUCH, und von Univ.-Prof. Dr. E. KRANZMAYER, dem bedeutenden Dialektgeographen und besten Kenner der bairischen Mundartverhältnisse, hat sich ein Stab wissenschaftlicher Arbeiter gebildet, dem Dr. F. ROITINGER, Dr. A. PISCHINGER, Dr. M. MÜLLNER und die Verfasserin angehören. Eine Reihe von Probe-

artikeln wurde in diesem Kreis entworfen
und die Grundsätze für die Endredaktion in
gegenseitigem Austausch erarbeitet. Material
ist überreichlich vorhanden, ja es hat sich ge-
zeigt, daß man bei der Artikelabfassung aus-
wählen und kürzen muß. Ein Probeartikel
über das bedeutungsmäßig unergiebige Wort
Apfel hat mit der Aufzählung der Laut-
formen, der Beugung, den Redensarten und
der Synonymik der Apfelsorten zwar nur drei,
mit allen Zusammensetzungen aber 26 halb-
brüchige Maschinenseiten ergeben. Unter den
Zusammensetzungen finden sich natürlich
nicht nur gewisse Apfelsorten, wie *Blutäpfel*,
Butteräpfel, *Taffetäpfel* usw., sondern auch
der *Augapfel*, der *Erdapfel*, der wieder einen
langen Artikel für sich darstellt, der *Dorn-
apfel* (in verschiedenen Teilen Österreichs die
»Hagebutte«), der *Wald-* oder *Wildapfel*,
wie man in Niederösterreich vielfach die
Zyklamen benennt, u. a. m.

Die Synonymik des Wortes Erdapfel ergab
u. a. nach unserem Ansatz folgende Bezeich-
nungen: *Pamperl, Pantoffel, Patate, (Schund)-
polle, Pêheim (Böhme), (Ërd)pône (Bohne),
(Jakes)pônlein, (Ërd)pire (Birne), (Plutzer)-
pire (Birne), (Flëtz)pire, (Grund)pire, (Setz)-
pire, Ërding, Ërdling, Graber, Keste (Ka-
stanie), (Ërd)keste, Krump, Lörberlein, (Loch)-
märterer, Nudel, (Ërd)nudel, (Poden)nudel,
(Pum)nudel, (Grund)nudel, (Sau)nudel, (Ërd)-
růbe, (Kropf)růbe, (Wiener)růbe, Zaunkelein.*
(Da die alphabetische Reihung in unserem
Wörterbuch nach dem Grundwort erfolgt,
werden Zusammensetzungen mit dem Be-
stimmungswort in Klammern angeführt.)

Das Wort *Wiesel* (mustela vulgaris) ergab,
obwohl es nur auf einem Teil unseres Rau-
mes gebräuchlich ist, im übrigen aber von
Härmlein (»Hermelin«!) abgelöst wird, einen
Artikel von immerhin 5 Spalten. Es hat
kaum Zusammensetzungen, nur *eine* inter-
essante Lautvariante, nämlich *Woisal*, insel-
artig an einer Stelle in Niederösterreich in
den *Wiesel*-Raum eingestreut. Dafür knüpfen
sich an das Tier eine Reihe von Redensarten
wie *rennen wie ein Wiesel, Augen haben wie
ein Wiesel, stinken wie ein Wiesel*. Aber-
gläubische Vorstellungen wollen wissen, daß
sein Hauch giftig ist, sich davon Geschwülste
bilden oder der Angeblasene sofort stirbt.
Den eigentlichen Namen vermeidende Be-
nennungen, wie das *schnelle oder schöne
Tierlein, die Braut, das Fräulein, die Muhme*,
beruhen auf alten Verwandlungsmythen und
führen hinein in die geheimnisvolle Welt des
Sprachtabus. Parallelen zeigt das Italienische
mit *donnola* (»Frauchen«), das in den Sieben
Gemeinden als *Donnel* auftritt, und das
Französische mit *la bellette* (»Schönlein«).
Dementsprechend reich ist die mundartliche
Synonymik, die neben den genannten Wör-
tern Ausdrücke wie *Pfeifkatze, Gröbelkatze,
Männelkatze, Stadelkatze, Schnêzernager*
usw. aufweist. Natürlich werden etwa auch
Kinderreime, wie der vom *Härbwiselein* (d. i.
ein »herbes Wieselchen«, ein Mensch, der
leicht in Zorn gerät) aufgenommen:

> »harwis*a*l, bfefakhe*a*n
> wi*a*sd *scha* wid*a* beiß*a* we*a*n
> *sch*luif int*a*n dî*sch*,
> glaob bo*a*nl dsom
> und drogs daen*a* mu*a*d*a* ho*a*m«

(Herbwiesellein, Pfefferkern, / du wirst schon
wieder besser werden / schlüpfe unter den
Tisch / klaube die Knöchlein auf / und
bring sie deiner Mutter heim).

Beide Beispiele zeigen, daß auch bei von
Haus aus nicht vielversprechenden Wörtern
ziemlich reichhaltige Artikel erwachsen.

Zur Ergänzung des durch Fragebogen und
Exzerpierung gewonnenen Wortmaterials und
insbesondere zur Überprüfung und Er-
forschung des Lautbestandes wurden und
werden von den Mitarbeitern der Wörter-
buchkanzlei Kundfahrten in alle Teile des
Arbeitsbereiches unternommen. Seit sechs
Jahren treten auch Tonbandaufnahmen hinzu,
die bereits ein stattliches Archiv natürlicher
und unbeeinflußter Sprechproben aus allen
Teilen Österreichs ausmachen.

Mit all diesen Vorarbeiten und Hilfsmitteln
ausgerüstet, hofft die Wiener Wörterbuch-
kanzlei nunmehr den entscheidenden Abschnitt
der Herausgabe eröffnen zu können. Wenn
gewisse äußere Schwierigkeiten, von denen
zu sprechen hier nicht am Platz ist, behoben
sein werden, könnten jene Quellen reichlich
zu fließen beginnen, für deren Speisung so
viel kostbares Gut aufgespeichert wurde.

Maria Hornung-Jechl

„Achtung! Sprachpolizei!"

Sprachlehre ist für die meisten Menschen das
Langweiligste, was sie sich vorstellen können.
Schon in der Schule wollen davon nur wenige
etwas wissen, und später fällt es kaum einem
ein, sich freiwillig mit diesem Gegenstande zu
beschäftigen; nicht einmal denen, deren Waffe
im Kampf um das tägliche Brot die Feder ist.
Man glaubt das eben nicht nötig zu haben.

Kein Wort aber gegen den Schulunterricht! Der Sprachunterricht in der Pflichtschule vermittelt so gründliche Kenntnisse, daß fast jeder Vierzehnjährige imstande ist, Aufsätze zu schreiben, die sich, soweit es die Sprachrichtigkeit betrifft, von dem, was so mancher Berufsschreiber hervorbringt, nicht im geringsten unterscheiden.

Man kann das natürlich auch anders ausdrücken - so, daß es viel ernster klingt. Wer aber ist heutzutage geneigt, sich ernste Mahnungen anzuhören, die zu sorgfältigerem Sprechen und Schreiben auffordern? Sprachbücher, die das Wissen vermitteln, das man braucht, um sich richtig ausdrücken zu können, gibt es in Hülle und Fülle. Doch wer liest sie? Auch damit, daß man in den Äther riefe: »So müßt ihr sprechen, und so müßt ihr schreiben; denn nur so und nicht anders ist's richtig!« wäre nicht viel zu erreichen. Wehtun müßte es den Menschen, wenn sie gegen die Sprachrichtigkeit verstoßen; jeder Mißbrauch der Sprache müßte ihnen Schmerz verursachen. Dann würden sie mit dem Werkzeug Sprache sorgfältiger umgehen und schließlich auch anfangen, über die Ursachen des erwähnten Schmerzes nachzudenken. Gewiß wäre dann auch so mancher gern bereit, sich darüber belehren zu lassen, wie man sich und andere vor solchem Schmerz bewahren könnte.

Es käme also darauf an, das Sprachgefühl der Menschen zu schärfen und in ihnen das zu erwecken, was leider nur sehr wenige haben: ein Sprachgewissen. Man müßte denen, die guten Willens sind, die Beschäftigung mit der Sprache so angenehm wie nur möglich machen: Spaß müßten sie daran finden, und lachen müßten sie dabei können. Wer weiß, ob da nicht auch so mancher, den man bisher für unbelehrbar gehalten hat, Lust bekäme, ein bißchen mitzulachen! Vielleicht würde dabei hier und dort einer sogar erkennen, daß er über sich selbst lacht. Dann allerdings wäre für ihn der Spaß zu Ende. Es gäbe für solche Leute nur einen Ausweg: sie müßten etwas für ihre Sprache tun, um dann wieder desto fröhlicher mitlachen zu können.

Solche und ähnliche Überlegungen brachten mich im Jahre 1952 auf den Gedanken, eine Sendereihe mit dem Titel »Achtung! Sprachpolizei!« ins Leben zu rufen. Der Österreichische Rundfunk nahm den Vorschlag bereitwillig an, und nun besteht die »Sprachpolizei« schon das sechste Jahr. Die Sendungen mit dem erwähnten Titel finden jeden zweiten Sonntag in der Zeit von 18.30 bis 18.55 Uhr statt und sind bei vielen Hörern sehr beliebt.

Die »Sprachpolizei« geht bei ihren Darbietungen niemals von der Sprachlehre aus, sondern bespricht jeweils nur die Sprachsünden, die den »Sprachpolizisten« in den Tagen und Wochen vor der Sendung in Zeitungen, Zeitschriften und Werbeschriften, auf Plakaten, in Schaufenstern, im Rundfunk usw. aufgefallen sind.

»Sprachpolizist« kann jeder werden; die »Sprachpolizei« fordert am Schluß jeder ihrer Sendungen die Hörer auf, sich als »Sprachpolizisten« zu betätigen und Meldungen unter dem Kennwort »Sprachpolizei« einzusenden. Jeder Einsender wertvoller Mitteilungen wird schriftlich als »Sprachpolizist« begrüßt.

Ende Februar 1958 betrug die Anzahl der bei der »Sprachpolizei« eingelangten Zuschriften 40 000. Unter den Einsendern sind Menschen aller Berufe vom Handwerkerlehrling bis zum Hochschulprofessor. Sogar Zeitungsleute tun mit; zwar nur solche, die ihren Beruf ernst nehmen, aber deren gibt es erfreulicherweise recht viele. Unter den Zuschriften sind immer wieder auch Briefe und Karten aus dem Auslande, besonders aus Deutschland.

Jeder Einsender, dessen »Meldung« in einer Sendung verwendet wird, erhält als Lohn für seine Mühe entweder ein Österreichisches Wörterbuch (so heißt das Buch, das seit 1951 in den Schulen und Ämtern Österreichs die Grundlage der Rechtschreibung bildet) oder das Buch »Achtung! Sprachpolizei!«. In diesem habe ich die in den ersten drei Jahren der »Sprachpolizei«-Sendungen besprochenen Stoffe zu einem »Lachkabinett für jedermann« zusammengestellt. Ein zweiter Band soll im Frühjahr 1958 erscheinen.

In jeder ihrer Sendungen stellt die »Sprachpolizei« den Hörern eine kleine Preisaufgabe. Die Einsender der besten Lösungen werden ebenfalls mit einem der erwähnten Bücher belohnt.

Nun drängt sich gewiß die Frage nach dem Erfolg dieser Sendereihe auf: eine Frage, die nicht leicht zu beantworten ist.

Den größten Erfolg sehe ich darin, daß, wie die täglich einlaufenden Zuschriften beweisen, viele Menschen, die sich früher der Sprache gegenüber völlig gleichgültig verhielten, jetzt aufmerksamer lesen und aufmerksamer zuhören und sich auch selbst sorgfältiger ausdrücken. Immer wieder berichten Hörer auch darüber, daß sie sich wegen irgendeines Verstoßes gegen die Sprachrichtigkeit schriftlich

oder mündlich an den Schuldigen gewandt und ihn gebeten haben, den Fehler richtigzustellen oder in Zukunft zu vermeiden.

Gewiß gibt es in Österreich auch jetzt noch unter den Leuten, die für die Öffentlichkeit schreiben, viele Sprachsünder. Wer sich aber etwa der Mühe unterzöge, Zeitungen, die hier vor fünf, sechs oder mehr Jahren erschienen sind, mit solchen aus jüngster Zeit zu vergleichen, müßte erkennen, daß viele Verstöße gegen die Sprachrichtigkeit, die vor einigen Jahren noch fast in jeder Zeitung zu finden waren, jetzt nur noch selten vorkommen. Es sind allerdings auch Kräfte am Werk, die unermüdlich neue Sprachschludereien erfinden und so der »Sprachpolizei« immer wieder Anlaß zu humorvollem Einschreiten geben.

Karl Hirschbold

Zur Geschichte des Wiener Zweigvereins

Im Spätsommer 1885 war von HERMANN RIEGEL der ALLGEMEINE DEUTSCHE SPRACHVEREIN gegründet worden. Um diese Zeit war in dem vielsprachigen Österreich der Kampf um die Geltung der deutschen Sprache in vollem Gange. Besonders heftig tobte er an den Sprachgrenzen. Turn- und Gesangvereine waren die Träger und Verfechter des nationalen Gedankens. Es ist daher begreiflich, daß die Bestrebungen des ALLGEMEINEN DEUTSCHEN SPRACHVEREINS, der ja durch den Kampf für den echten Geist der deutschen Sprache und gegen die wachsende Fremdtümelei das nationale Bewußtsein des deutschen Volkes kräftigen wollte, auch in Österreich begeisterte Anhänger fanden, die sich bald zu Vereinen zusammenschlossen. Einige Jahre nach 1885 betrug die Zahl der österreichischen Zweigvereine schon 20. Die ersten zwei waren die von Krems und Horn in Niederösterreich. Am 25. Oktober 1886 wurde auch der Wiener »Verein zur Pflege der deutschen Sprache« als Zweig des ALLGEMEINEN DEUTSCHEN SPRACHVEREINS genehmigt und hielt am 17. Dezember 1886 im Hörsaal 41 der Wiener Universität seine Gründungsversammlung ab. Die Mitgliederzahl betrug ungefähr 60. Jedes Mitglied erhielt die seit April 1886 erschienene Monatszeitschrift des Hauptvereins MUTTERSPRACHE. Zur ersten Hauptversammlung des ALLGEMEINEN DEUTSCHEN SPRACHVEREINS in Dresden (1887) entsandte der Zweig einen Vertreter. Um die Gründung hatte sich u. a. ein Berufsfreund HERMANN RIEGELS, der Direktor des Österreichischen Museums für Kunst und Industrie, Hofrat Dr. LEISCHING, besonders verdient gemacht. Unter den Männern, die zwei Jahre nach der Gründung einen Werbeaufruf des Vereins unterzeichneten, finden wir u. a. den Germanisten Univ.-Prof. SEEMÜLLER, den als ausgezeichneten Sprechkünstler berühmten Hofburgschauspieler LEWINSKI, die bekannten Schriftsteller MÜLLER-GUTTENBRUNN und EDUARD PÖTZL und den späteren Landesschulinspektor Dr. STEJSKAL.

Obwohl sich also bedeutende Persönlichkeiten für die Vereinsziele einsetzten, stieg die Zahl der Mitglieder doch erst nach der Jahrhundertwende etwas stärker an; denn Wien war als Hauptstadt eines vielsprachigen Reiches immer gewohnt gewesen, fremdes Sprachgut in sein »Wiener Deutsch« aufzunehmen. Der internationale Geist einer Millionenstadt mit ihrem starken Fremdenverkehr, den vielen Zeitungen und Zeitschriften und dem gesellschaftlich und politisch vielfach zerklüfteten Leben erwies sich zunächst als Schwierigkeit für eine rasche, günstige Entwicklung des Vereines. Dem nationalen Gedanken glaubte man damals durch den Beitritt zu den deutschen Schutzvereinen (DEUTSCHER SCHULVEREIN, BÖHMERWALDBUND, SÜDMARK) genügend gedient zu haben.

Die Lage des Vereins besserte sich erst allmählich durch unermüdliche Werbe- und Aufklärungsarbeit, besonders unter dem Obmann (später Direktor) Prof. Dr. ANTON STANGL. Werbebriefe, Aufrufe und Lesezeichen gingen an Schulen, Ämter, Zeitungen und Vereine, aufklärende Vorträge wurden nicht nur im Vereine selbst, sondern auch in anderen Vereinigungen und Volksbildungsstätten gehalten. 1914 betrug die Mitgliederzahl schon 600. Der Erste Weltkrieg brachte dann einen verstärkten Kampf gegen französische und englische Fremdwörter und einen allgemeinen Aufschwung des deutschen Volksbewußtseins. Das gedruckte Mitgliederverzeichnis aus dem Sommer 1917 weist einen Stand von 1269 Mitgliedern auf, darunter vielen auswärtigen. Es waren hauptsächlich Lehrer der Pflichtschulen und der mittleren Lehranstalten, öffentliche und private Beamte und auch viele Offiziere aller Waffengattungen. - 1919 führte der damalige Obmann Landesschulinspektor Dr. STEJSKAL Redewettkämpfe an den Wiener Mittelschulen ein, bei denen die Sieger als Preise gute Bücher erhielten. Den Höchststand der Mitglieder (2500) erreichte der Verein

1922 unter dem außerordentlich rührigen Obmann Hofrat Max Millenkovich und seinem ebenso verdienstvollen Stellvertreter und späteren Nachfolger als Vereinsobmann Sektionschef Dr. Karl Mumelter. Es war die Blütezeit des Zweigvereins. Er war einer der fünf größten, jahrelang auch der größte im ganzen deutschen Sprachgebiete, und hatte seinen Vertreter im Gesamtvorstande. In diese Zeit fällt auch die 23. Hauptversammlung des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins in Wien vom 4. bis 7. Juni 1927. Sie nahm unter großer Beteiligung einen glänzenden Verlauf »in echt wienerischer Herzlichkeit«, wie Scheffler in seinem ausführlichen Berichte darüber in der Muttersprache (1927, Spalte 202) rühmte. Bei dem Empfang im Rathause begrüßte die Teilnehmer in Vertretung des von Wien abwesenden Bürgermeisters Karl Seitz der Vizepräsident des Wiener Stadtschulrates Dr. Adolf Vetter, ein warmer Freund und Förderer des Vereins, mit besonders herzlichen und verständnisvollen Worten.

Schon 1912 hatten die österreichischen Zweigvereine auf der Hauptversammlung des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins in Reichenberg den Zweig Wien gebeten, in seinen Eingaben an die obersten österreichischen Behörden und an den Reichsrat auch in ihrem Namen zu sprechen. Diese Führung der österreichischen Zweigvereine behielt der Wiener Zweig auch in der Republik Österreich. Sein Wachstum und seine Erfolge nach dem Ersten Weltkriege verdankte der Verein in erster Linie den schon genannten Obmännern Millenkovich (1919—1937) und Dr. Mumelter. Millenkovich entfaltete eine rege Vortrags- und Werbetätigkeit in ganz Österreich und gründete acht neue Zweigvereine. Dadurch gingen dem Wiener Zweige freilich viele auswärtige Mitglieder verloren. Ein starker Rückgang der Mitgliederzahl trat aber erst in den dreißiger Jahren ein, infolge der Wirtschaftskrise und der politischen Wirren der Zeit. Dazu hatte auch das Verbot der Vereinszeitschrift Muttersprache beigetragen, das vom Dezember 1935 an mehr als ein Jahr in Kraft war. Durch das besondere, dankenswerte Entgegenkommen des Hauptvereins in Berlin erhielten die österreichischen Vereinsmitglieder (über 3000) die Vierteljahresschrift Die deutsche Sprache als Sonderausgabe der Muttersprache. Sie enthielt die wichtigsten Aufsätze daraus. Ein besonderes Verdienst um die Aufhebung dieses Verbotes erwarb sich Sektionschef Dr. Mumelter.

Er wirkte auch sonst unermüdlich für den Bestand und das Ansehen des Vereines, hielt ganze Vortragsreihen über gutes Deutsch in dem Volksbildungshaus Urania und Vorträge in anderen Vereinen. Der Verein ehrte beide Männer für ihr verdienstvolles Wirken durch die Ernennung zu Ehrenmitgliedern und später zu Ehrenobmännern des Zweigvereins. Nach dem Zerfall der Monarchie im Jahre 1918 gab der Verein zwei- bis dreimal im Jahr Mitteilungen über Vereinsangelegenheiten heraus. Sie erschienen von 1931 an in bedeutend erweiterter Form als Wiener Sprachblätter und standen unter der ausgezeichneten Leitung von Bürgerschuldirektor Konrad Richter (auf dessen Anregung der Wiener Zweig im November 1949 als Verein »Muttersprache« zu neuem Leben erstand). Die Sprachblätter zogen auch die Sprache der österreichischen Behörden und Zeitungen, die öffentlichen Kundmachungen, das Deutsch der Geschäftsschilder, die Wiener Straßennamen und Ähnliches in den Kreis ihrer Betrachtungen. Sie gaben sprachliche Auskünfte und wollten Mahner, Warner und Führer in sprachlichen Fragen sein, wohlmeinende Hüter des Wiener Sprachgewissens.

Auch die Vorträge im Verein tragen zum Großteil österreichisches und Wiener Gepräge. Sie handeln mit Vorliebe von österreichischen Dichtern, österreichischen Mundarten und mundartlichen Dichtungen, von der österreichischen Umgangssprache und dem Wienerischen, von Wiener Personennamen, in deren sprachlicher Mannigfaltigkeit die Erinnerung an die vielsprachige Monarchie noch heute fortlebt, von alten deutschen Ortsnamen, die nach dem Zerfall der Monarchie zum Teil verlorengegangen sind, von Wiener Straßennamen und ähnlichen bodenständigen Stoffen. Daneben wurden auch sprachliche und sprachgeschichtliche Fragen sowie eine Änderung der deutschen Rechtschreibung und das Vordringen der Lateinschrift lebhaft erörtert. Zu den fleißigsten und beliebtesten Rednern im Verein und außerhalb des Vereins gehörten außer den beiden schon erwähnten Obmännern der sachkundige und liebenswürdige Oberfinanzrat Dr. Otto Haumeder, der seit seinem Übertritt in den Ruhestand seine ganze Zeit der Sprachpflege widmete, und der städtische Arzt Dr. Fritz Polack, der gleichfalls viele Vorträge hielt und außerdem jeden Donnerstag in seiner Wohnung eine immer gut besuchte »Sprachrunde« um sich versammelte, in der allerlei sprachliche Fragen besprochen und beantwortet wurden. Es ist

unmöglich, all der vielen für die Vereinsziele begeisterten Männer und Frauen namentlich zu gedenken, deren vereinten selbstlosen Bemühungen der Verein seinen Aufschwung und seine Erfolge verdankt. Nur zweier sehr verdienter Mitglieder sei noch gedacht, des Volksschullehrers ROBERT SCHALLER, der das mühevolle Amt eines Schatzmeisters des großen Vereines viele Jahre ausübte, und der Hauptschullehrerin MARGARETE KOBINGER, die ebenso gewissenhaft und treu jahrelang das Amt einer Schriftführerin versah.

Die Mitglieder des Vereines bemühten sich eifrig um die Verdeutschung der Fremdwörter. So veröffentlichte Ingenieur E. GRANZER 1915 ein Verdeutschungsheft über die Fremdwörter im Bau- und Eisenbahnwesen, 111 Seiten stark, und 1917 eines über die österreichische Kanzleisprache. 1916 erschien unter Mitwirkung des Wiener Sprachvereins *Deutsch in den Gaststätten* und ein Auszug *Deutsche Speisekarte in Österreich*, herausgegeben vom Reichsverband der gastgewerblichen Genossenschaftsverbände Österreichs, 154 Seiten und 6 Seiten. 1920: KONRAD RICHTER, *Verdeutschungen der im Schulbetrieb und in der Schulverwaltung gebräuchlichen Fremdwörter*, 180 Seiten. 1928: Ingenieur RUDOLF FRITSCHE, *Entbehrliche Fremdwörter des Elektrotechnikers*, 230 Seiten. 1934: Dr. MUMELTER, *Die Sprache der neuen österreichischen Verfassung.* Eine Anleitung zu gutem Deutsch für Ämter, Gerichte und alle Rechtskundigen, 23 Seiten.

Verständnis und Förderung fanden die Bestrebungen des Vereines bei der Wiener Stadtverwaltung unter Dr. LUEGER, Dr. WEISSKIRCHNER und SEITZ. In der Geschäftsordnung hieß es ausdrücklich, daß in sämtlichen Erlässen auf Klarheit und Verständlichkeit zu achten sei, unnötige Fremdwörter seien zu vermeiden, es sei denn, sie kommen in Gesetzen vor. Auch das Unterrichtsministerium und die nachgeordneten Schulbehörden, besonders der Wiener Bezirksschulrat, zeigten immer Entgegenkommen für die Vereinsziele, ebenso das Eisenbahnministerium. Das Handelsministerium verfügte, daß dem Gegenstand Rechtschreibung in dem Unterricht der Fachschulen für Schriftenmaler besondere Aufmerksamkeit gewidmet werde. Der Wiener Rundfunk ließ auf Betreiben des Vereines sechs Vorträge über die deutsche Sprache von Hochschullektoren halten. Die österreichische Fluggesellschaft gab auf Veranlassung des Vereines ein sprachlich einwandfreies Merkblatt für die Luftschiffahrt heraus. Der österreichische Tennisverband beschloß den Gebrauch deutscher Spielrufe. Schwieriger war die Arbeit bei den Zeitungen, obwohl hier schon vor der Gründung des Vereines durch die 1883 in Wien erschienene Schrift über schlechtes Zeitungsdeutsch von Dr. HALATSCHKA Vorarbeit geleistet worden war. Die Benützung der von dem Hauptverein herausgegebenen *Sprachecken* sagten zwar 34 Zeitungen und Zeitschriften zu, machten dann aber wenig Gebrauch davon. Keinen Erfolg hatten auch die Bemühungen, deutsche Monatsnamen durchzusetzen. Weder die sinnvollen (*Eismond, Ostermond, Erntemond, Weinmond, Nebelmond* u. a.) noch die nüchternen (*Erstmond, Zweitmond, Drittmond . . .*) fanden Anklang.

Auf allen ihm zugänglichen Gebieten hat der Wiener Zweigverein Sprachhilfe geleistet. So überprüfte er sprachlich die neuen Dienstvorschriften für die Eisenbahnverwaltung, das Arbeiterversicherungsgesetz, die neue Verkehrsordnung der städtischen Straßenbahn, die Satzungen mehrerer großer Vereine und manche Kundmachungen und öffentliche Anschläge vor ihrer Veröffentlichung. Im Jahre 1934 wurde Dr. MUMELTER die neue österreichische Verfassung zur sprachlichen Durchsicht übergeben.

In den dreißiger Jahren vertrat der Wiener Zweig als Richtschnur für die Sprachentwicklung die *Sprachechtheit* gegenüber dem herrschenden Sprachgebrauch. Der Hauptträger und Verfechter des Gedankens der Sprachechtheit war das rührige Vorstandsmitglied des Vereins Professor Dr. KARL TEKUSCH, der letzte Obmann des Vereines (1938—1944), der auch seit Jahren für die Schaffung eines Sprachamtes für unsere Sprache eingetreten war. Über das Wesen und den Umfang der Sprachechtheit entwickelte sich eine Auseinandersetzung zwischen TEKUSCH und Professor Dr. ALFRED GÖTZE im Septemberheft der MUTTERSPRACHE, 1936. Einen freundschaftlichen Abschluß fand diese Meinungsverschiedenheit in zwei Aufsätzen im 50. wissenschaftlichen Beiheft des Hauptvereins: *Nordische Sprachechtheit* von TEKUSCH und *Über Sprachechtheit, Antwort an Wien* von Professor Dr. EWALD GEISSLER in Erlangen.

Mehr als ein halbes Jahrhundert war der Wiener Zweigverein ein treuer und tapferer Kämpfer für die Hochziele, die sich der ALLGEMEINE DEUTSCHE SPRACHVEREIN gesteckt hatte: die Reinheit, Klarheit und Schönheit unserer lieben Muttersprache. Mit tiefem Dank für ihre Arbeit im Dienste des

Vereines gedenken wir der ungezählten Männer und Frauen, die im Laufe von fast sechs Jahrzehnten - ein jeder in seinem Kreise und in seiner Weise - zu den Erfolgen des Vereines beigetragen haben. Vieles ist erreicht worden, vieles aber bleibt noch zu erreichen, denn die Versündigungen gegen einen richtigen, klaren und schönen sprachlichen Ausdruck in Wort und Schrift halten an, und eine liebevolle, sachkundige Sprachpflege tut heute ebenso not wie zuvor.

Franz Wollmann

Der Verein „Muttersprache" in Wien

Die Neugründung am 25. November 1949

In den Jahren 1945 bis 1955 war Österreich von vier fremden Großmächten besetzt (amtlich wurden sie »Elemente« genannt). Das blieb nicht ohne Wirkung auf die Sprache. Nicht wenige fremde Wörter, besonders englisch-amerikanischer Herkunft, drangen in die Umgangs- und in die Schriftsprache ein. Außerdem wollten die »vier Elemente« das neue Österreich von Deutschland nicht nur politisch, sondern auch kulturell trennen. So verboten sie die deutsche Schrift in den Schulbüchern und im Unterricht (diesmal in Übereinstimmung mit HITLERS Erlaß von 1941) und der Unterrichtsgegenstand »Deutsch« mußte »Unterrichtssprache« heißen, obwohl es in Österreich auch noch andere »Unterrichtssprachen« gab, so Kroatisch im Burgenland und Slowenisch in Kärnten. Auch die (im übrigen treffliche) Neubearbeitung der alten amtlichen *Regeln für die deutsche Rechtschreibung samt Wörterverzeichnis* kam unter dem Namen *Österreichisches Wörterbuch* heraus (Wien, 1951), wobei die Sprache vergessen wurde; denn »österreichisch« könnte höchstens ein Mundartwörterbuch sein; das *Österreichische Wörterbuch* wollte aber die deutsche Schriftsprache bieten und vor Wörtern der Umgangssprache und der Mundart geradezu warnen (Einleitung, S. 6).

Unter diesen Umständen konnte kaum jemand an die Wiederaufrichtung des einst blühenden, 1943 still gelegten Zweiges des DEUTSCHEN SPRACHVEREINES denken. Er hätte mit ernsten Schwierigkeiten rechnen müssen. Kein Wunder, daß die Sprache in solchen Zeiten verwilderte, besonders in den Zeitungen, im Rundfunk, aber auch in den amtlichen und nichtamtlichen Bekanntmachungen, in der Wissenschaft und sogar in der Dichtung. Als sich die Verhältnisse etwas beruhigten, bemühte sich der Bürgerschuldirektor i. R. KONRAD RICHTER, der ehemalige Leiter der *Wiener Sprachblätter* (des ZWEIGES WIEN des DEUTSCHEN SPRACHVEREINES), trotz seinen achtzig Jahren und trotz vielen Schwierigkeiten, den Verein wieder ins Leben zu rufen.

Am 25. November 1949 fanden sich etwa 50 der alten Getreuen zur Gründungsversammlung im Chemiesaal der Bundesrealschule auf der Schottenbastei (Wien I) ein. Die Obmannstelle des neuen Vereines übernahm der letzte Obmann des Zweigvereins, Prof. Dr. KARL TEKUSCH. Sein Vertreter wurde 1950 Prof. Dr. MEHL. Bezeichnend für die damalige Opferwilligkeit ist folgende Begebenheit. Am Schlusse der Gründungsversammlung ersuchte Dir. RICHTER die Anwesenden, ihre Beiträge bald zu bezahlen; denn er habe aus eigener Tasche 800 Schilling vorgestreckt, also den größeren Teil seines monatlichen Ruhegehaltes. Darauf spendete ein anwesender Hochschullehrer 1000 Schilling und enthob den Verein der ersten geldlichen Sorgen. Das Ziel des Vereines war etwas weiter gesteckt als das des alten Zweigvereines: neben die Pflege der Reinheit, Richtigkeit und Schönheit der Sprache traten die Bemühung um die wissenschaftliche Vertiefung in das Verständnis der Schätze der Sprache und die Pflege der deutschen Schrift. Dabei übernahm die Muttersprache das Erbe des DEUTSCHEN SCHRIFTVEREINES in Wien. Sein letzter, damals 84jähriger Obmann, Professor Dr. HECKE, war übrigens unter den Gründern des neuen Vereines.

Die erste Tätigkeit. »Mitteilungen«. Merkblatt

Freilich ließen die Verhältnisse eine größere Wirkung des Vereines »nach außen« nicht zu. Man mußte sich auf die »innere« Arbeit beschränken, d. h. die Mitglieder in monatlichen Zusammenkünften durch Aussprachen und Vorträge bei der Sache halten. So erklärt es sich, daß noch 1950 das erste Hundert der Mitgliederanzahl nicht überschritten war. Dann ging es rascher aufwärts, so daß der Verein heute bereits dem halben Tausend nahe ist.

Im Jahre 1951 wurden die auf Karten gedruckten Einladungen zu den Zusammenkünften durch regelmäßig erscheinende *Mitteilungen* ersetzt, zunächst in bescheidener Ausstattung und in bescheidenem Umfang (12-24 Seiten) vervielfältigt; aber mit der raschen Zunahme der Mitglieder wurden die *Mitteilungen* immer reicher und schöner. Jetzt erscheinen sie auf weißem Papier in schöner Perlschrift sechsmal jährlich mit 48 Seiten. Sie enthalten die Ankündigungen der kommenden Vorträge, die ausführlichen Besprechungen der

gehaltenen, die wichtigeren Ereignisse aus dem Vereinsleben und unterrichten über den Stand der Sprachpflege durch eine Buch-, eine Zeitungs- und eine Rundschau. Seit 1957 bringen sie auch die Nachrichten des Vereines MUTTERSPRACHE in Klagenfurt und die Nachrichten der Grazer Zweigstelle.

Im Jahre 1954 tauschten Prof. TEKUSCH und Prof. MEHL ihre Stellen. MEHL ist weiterhin Obmann geblieben mit Ausnahme einer Unterbrechung im Jahre 1955, als auf sein Ersuchen Prof. Dr. KARL REISHOFER an seine Stelle trat. Er starb jedoch nach kurzer Zeit.

Im Jahre 1954 versuchte der Verein mit einem Merkblatt *Helft unserer Muttersprache*! in weitere Kreise zu dringen. Es wurde mit einer Druckunterstützung des Bundesministeriums für Unterricht (1000 S) in 20 000 Stück gedruckt und an die Zeitungen, Ämter, Schulen und Sprachfreunde verteilt. Das Blatt enthielt in der Einleitung Hinweise auf die hohen Werte der Sprache und die Bitte um ihre Pflege, dann eine Liste empfehlenswerter Behelfe für die Sprachpflege, drei goldene Stilregeln SCHOPENHAUERS und ein Verzeichnis der häufigsten Sprachverstöße, sozusagen eine »Erste Hilfe« für die Sprachpflege. Der Widerhall war gut. Viele Zeitungen wiesen auf das Blatt und den Verein hin und druckten Teile aus dem Merkblatt ab. Es wurde immer wieder verlangt. Der Bundespräsident General Dr. e. h. THEODOR KÖRNER, begrüßte in einem freundlichen Schreiben die Bemühungen des Vereines. Im selben Jahre wurden die *Stuttgarter Empfehlungen zur Rechtschreibung* in drei zweistündigen Versammlungen beraten und mit vier Fünftel Mehrheit abgelehnt (bald danach faßten die Philosophische Fakultät der Wiener Universität und der Kunstsenat des Unterrichtsministeriums unter dem Vorsitz des bekannten Baukünstlers Prof. KLEMENS HOLZMEISTER ähnliche Entschließungen).

Wissenschaftliche Schriften

Das Jahr 1955 brachte drei Ereignisse: die Feiern zum 150. Todestag SCHILLERS in der herrlichen Halle der Akademie für Bildende Künste (300 Besucher) und zum 150. Geburtstag ADALBERT STIFTERS im Festsaal des Gewerbevereines (Wien, Echsenbachgasse), beide von REISHOFER gestaltet, und das Erscheinen der ersten Hefte der wissenschaftlichen Schriften (Schriftleitung: Prof. MEHL). Diese wohlfeilen Hefte (6-15 Schilling) sollten dem zweiten Vereinszweck dienen, der Vertiefung in die kulturgeschichtlichen Schätze der Sprache. Erstrangige Fachleute unter unseren Mitgliedern haben sich zur Verfügung gestellt. Bis jetzt sind erschienen:

Univ.-Prof. Dr. JOSEF NADLER (der Geschichtsschreiber der deutschen Literatur) und HEDWIG WEINHEBER: *Weinheber und die Sprache* (S 9);

Univ.-Prof. Dr. EBERHARD KRANZMEYER (Ortsnamen- und Mundartenforscher): *Die Bergnamen Österreichs* (vergriffen) und *Die österreichischen Bundesländer und deren Hauptstädte in ihren Namen* (S 15);

Univ.-Lekt. Dr. WOLFGANG POLLAK: *Germanisch-romanische Sprachbeziehungen auf dem Gebiete des Staates, des Rechtes und der Politik* (S 15);

Univ.-Prof. Dr. KARL WÜHRER: *Skandinavische Orts- und Personennamen*, Verlag des Notringes, Wien, 1957 (S 15).

In Vorbereitung sind: von Staatssekretär Univ.-Prof. Dr. FRANZ GSCHNITZER: *Mißhandelte Südtiroler Ortsnamen* (die Verwelschung deutscher Ortsnamen in Südtirol) und von Univ.-Prof. Dr. E. MEHL: *Kulturgeschichte in der Sprache der Leibesübungen.*

Sämtliche Schriften sind aus Vorträgen hervorgegangen, die im Verein gehalten worden sind.

Aufruf gegen die Engländerei. Zweigstellen

Im Jahre 1956 wurde wieder ein Vorstoß in die Öffentlichkeit gemacht, ein Aufruf gegen die Engländerei in der Sprache. 42 namhafte Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens haben dem Aufruf durch ihren Namen Gewicht gegeben: Dichter, Gelehrte, Künstler, Erzieher, Männer der Wirtschaft. Die meisten sind unsere Mitglieder. Der Aufruf ging an 80 Zeitungen und Zeitschriften. Er wurde vielfach ganz oder auszugsweise abgedruckt. Leider ließen die großen Zeitungen aus: Verständlicherweise; denn sie müßten viel zu viel in ihren eigenen Spalten auskehren oder würden von ihren Lesern zurechtgewiesen werden. Außerdem wurden viele Merken in die Presse eingerückt. Sie haben sich als die beste Werbung erwiesen. Über die verdienstvollen Sprachecken STUMMERS wird noch zu reden sein.

Selbstverständlich hat sich der Verein auch bemüht, von den rund zwei Dutzend österreichischen Zweigen des ehemaligen DEUTSCHEN SPRACHVEREINS wieder einige ins Leben zu rufen. Das ist leider nur in bescheidenem Maße geglückt. Die Ereignisse der letzten zwei Jahrzehnte haben unter den Idealisten zu stark aufgeräumt. Nur in Klagenfurt hat sich ein eigener Verein MUTTERSPRACHE gebildet und unter der Führung des Hauptschul-

direktors RICHARD PACHER eine rege Tätigkeit entfaltet. In Graz ist eine Zweigstelle des Wiener Vereins (Anschrift: Dr. HERBERT LATTACHER, Körnerstraße 64) und in Leoben eine Arbeitsgemeinschaft (KARL SCHÄFFLER, Endresg. 8) gegründet worden. Dagegen gibt es »im Westen (Österreichs) nichts Neuens«.
Nach dieser kurzen Geschichte des Vereins möge noch ein Überblick über seine Tätigkeit Platz finden, soweit sie nicht schon bei der Geschichte geschildert wurde.

Vorträge. Bücherei

Die »innere« Arbeit umfaßt: 1. die Herausgabe der *Mitteilungen*, 2. Vorträge, 3. Verbindung zu den Mitgliedern, 4. Bücherei.
Über die *Mitteilungen* wurde schon gesprochen.
Die Vorträge sind neben unserer Schriftenreihe unser Stolz. Entsprechend der doppelten Zielsetzung »Sprachpolizei« (um einen Ausdruck HIRSCHBOLDS zu verwenden) und »Sprachverständnis« haben wir beide Teile zu Wort kommen lassen, aber mehr den zweiten, weil er den Sprachfreund tiefer führt und nicht so leicht zugänglich ist wie die bloße Sprachrichtigkeit. Zu unserer Freude haben sich aus unseren Reihen Gelehrte von Rang zur Verfügung gestellt (meist von der Wiener Universität) und reiche Vorträge geboten. Als Beispiele füge ich zu den schon bei der Schriftenreihe genannten Namen hinzu:
Univ.-Prof. Dr. KARL AMMER (jetzt Jena): *Vergleichende Sprachpflege;* Univ.-Prof. und Senatspräsident des Verfassungsgerichtshofes Dr. ROBERT BARTSCH: *Geschichtliches zur Rechtssprache* (in der *Muttersprache* erschienen); Univ.-Prof. Dekan Dr. GUSTAV ENTZ: *Evangelische Kirche und Muttersprache* (ebenfalls in der *Muttersprache* erschienen); Univ.-Prof. Dr. FRIEDRICH KAINZ (Mitarbeiter am PAULschen *Grundriß der germ. Philologie*); *Wortgeschichte der Romantik;* Univ.-Prof. Dr. Dekan Dr. JOHANN KOSNETTER: *Katholische Kirche und Muttersprache;* Univ.-Prof. Dr. EBERHARD KRANZMAYER: *Die österr. Kulturlandschaften im Lichte der Siedlungsnamen und der Mundarten; Deutsch-romanische Kulturbeziehungen an der österr. Grenze im Spiegel der Sprache; Die deutschen Sprachinseln im Süden* (sieben und dreizehn Gemeinden); *Lautliche Veränderungen im Wienerischen seit 1900;* Univ.-Doz. Dr. ERNST KRENN: *Das Färoyische, die Sprache des kleinsten germanischen Volkes;* emer. Univ.-Prof. Dr. EDMUND MUDRAK (ehem. Posen): *Sprache als Überlieferungsgut* (in der *Muttersprache* erschienen); Univ.-Prof. Dr. HERMANN MENHARDT: *Die mittelhochdeutsche Dichtersprache;* Univ.-Prof. Dr. FELIX TROJAN: *Pflege der Sprechstimme;* Univ.-Prof. Dr. RICHARD WOLFRAM: *Volkskunde und Muttersprache;* Univ.-Prof. Dr. KARL WÜHRER: *Der Einfluß der deutschen Sprache auf die skandinavischen* (in der *Muttersprache* erschienen); Univ.-Prof. Dr. STEFAN VEROSTA (Gesandter in Warschau: *Diplomatie und Muttersprache;* Hofrat Landesschulinspektor i. R. Dr. FRANZ WOLLMANN (Verfasser der jetzt an den Mittelschulen verwendeten Sprachlehre, unser einziges Ehrenmitglied): *Zum Streit über das österr. Wörterbuch; Wiener Familiennamen.*
Diese Reihe zeigt, daß unsere Bestrebungen in der wissenschaftlichen Welt unterstützt werden. Wir können unseren Mitgliedern das Beste aus erster Hand bieten. Auch namhafte Dichter stehen in unseren Reihen und haben aus ihren Werken gelesen: JELUSICH, HAIDVOGEL, GÖRLICH, SACHER u. a.
Die Verbindung mit unseren Mitgliedern macht einen großen und erfreulichen Teil unserer Arbeit aus. Wir bekommen Anfragen, Mitteilungen, Bemerkungen, Anregungen usw. Im Jahre 1957 umfaßte der Briefwechsel des Obmannes 676 Eingänge und 939 Ausgänge (alles ohne »Kanzlei« ehrenamtlich erledigt).
Die Bücherei hat die reichen Bestände des alten Zweiges übernommen und ist jetzt in den Leseräumen der ÖSTERREICHISCHEN LANDSMANNSCHAFT in Wien VII, Neubaug. 68, zur allgemeinen Benützung aufgestellt.

Gutnachbarliche Beziehungen. Sprachecken. Sprachpolizei

Die »äußere« Arbeit, die Erfassung der breiten Öffentlichkeit, suchen wir zu leisten durch Verbindung mit gleichstrebenden Vereinigungen, durch Bearbeitung der Behörden, der Presse, des Rundfunks, durch unsere Flugblätter und Schriften usw.
Wir stehen in freundschaftlichem Verkehr (Tauschverkehr) mit der GESELLSCHAFT FÜR DEUTSCHE SPRACHE (Lüneburg), mit dem DEUTSCHSCHWEIZERISCHEN SPRACHVEREIN (Zürich), der WIENER SPRACHGESELLSCHAFT für Sprachwissenschaft), dem VERBANDE ÖSTERREICHISCHER NEUPHILOLOGEN, dem BUND FÜR DEUTSCHE SCHRIFT (Hannover), dem INSTITUT FÜR AUSLANDSBEZIEHUNGEN in Stuttgart (mit seinen reichhaltigen Mitteilungen), dem SÜDOSTDEUTSCHEN KULTURWERK (München) u. a. Für die Pressearbeit ist uns besonders unser »Spracheckenmeister« J. V. STUMMER aus Linz-Urfahr wichtig geworden. Er hat die Gabe, die Belehrung so unterhaltsam zu bringen, daß er im Jahre 1957 nicht weniger als 128 Sprachecken in rund drei Dutzend Zeitungen veröffent-

lichen konnte. Von seinen gesammelten Aufsätzen sind bereits drei Hefte unter der Überschrift *Drücke ich mich immer richtig aus?* im Birkenverlag in Wien erschienen.

Ungemein wichtig ist die hervorragende Arbeit unseres Mitgliedes, des Fachinspektors Karl Hirschbold mit seiner bereits zum Schlagwort gewordenen Sendung *Achtung! Sprachpolizei!*. Sie geht seit vier Jahren jeden dritten Sonntag abend zwischen 18 und 19 Uhr über den Wiener Sender. Anfangs 1958 war die 100. Sendung! Zwei Eigenheiten haben diesen ungewöhnlichen Erfolg ermöglicht. Einmal wird die Belehrung in Form einer Unterhaltung »verabreicht« mit kleinen Geschichten, Zwiegesprächen, Liedern, Musikbegleitung usw. Im Gewande des Schalkes macht sich der »Sprach-Polizeirat« über die zahllosen Fehler lustig, nicht selten, indem er die möglichen Mißverständnisse in Form einer Erzählung ausmalt. Zum zweiten »beschäftigt« er als guter Erzieher seine Hörer, indem er sie einlädt, ihm als »Sprachpolizisten« zu helfen und Stoff zu senden. Die besten Einsendungen werden mit einem *Österreichischen Wörterbuch* oder mit Hirschbolds Buch: *Achtung! Sprachpolizei!* ausgezeichnet. 38 000 Zuschriften bei 100 Sendungen, das ist wohl ein einzig dastehender Erfolg in der Sprachpflege. Er zeigt, daß sich trotz allem doch noch viele Menschen finden, die für schöne Sprache etwas übrig haben. Nur müssen sie von der richtigen Seite gepackt werden. Das ist auch für einen Sprachpflegeverein eine tröstliche Erkenntnis. Es könnten noch viele Einzelheiten aus unserer Vereinstätigkeit angeführt werden. Aber das Gesagte dürfte genügen, um zu zeigen, daß die Wiederbelebung des alten Zweiges Wien im Jahre 1949 nicht vergeblich war, wenn auch noch viel, viel zu tun übrig bleibt und viel mehr Menschen zu uns kommen müssen.

(Anschrift: Verein Muttersprache, Wien-Weidling, Feldergasse 55)

Erwin Mehl

Zeitungsschau

Nach Angaben der New York Times sprechen *50 v. H. aller amerikanischen Diplomaten keine fremde Sprache.* In den nicht englisch sprechenden Ländern der nordatlantischen Bündnisgebietes hätten die Botschafter in der Bundesrepublik, in Frankreich, Belgien, Holland, Island, Portugal, in der Türkei und in Griechenland keine ausreichende Kenntnis der Landessprache. Von den Botschaftern in den Ländern des Ostblocks spricht nur der Botschafter in Moskau, Tompson, die Landessprache. – Für mehr als 50 v. H. der *finnischen Oberschüler* ist Deutsch wieder die erste Fremdsprache. In Helsinki gibt es zur Zeit über 1000 »Germanisten«. – Der Auslandsdienst des Warschauer Rundfunks nennt jetzt nicht nur die polnischen, sondern auch die deutschen Namen der Städte in den deutschen Ostgebieten, die unter polnischer Verwaltung stehen. – Nach einem Bericht von Dr. Heinz Kloss in der Zeitschrift Christ und Welt hat die *Alliance francaise*, die 1883 zur Ausbreitung von Frankreichs Einfluß auf das Ausland gegründet wurde und vor allem für die französische Sprache und Kultur wirbt, 739 Komitees und angeschlossene Vereine mit 360 000 Mitgliedern in über 80 Ländern.

Sprachenkampf oder Sprachenbrücke? Die Auseinandersetzung in Elsass-Lothringen um das Recht der Bevölkerung auf ihre Muttersprache geht weiter. Er hat längst die nebensächlichsten Gebiete ebenso ergriffen wie Schule und Familie. So durfte sich eine Gruppe von 50 Mädchen aus Saargemünd nur dann am Saarbrückener Rosenmontagszug beteiligen, wenn sie statt eines Schildes mit dem deutschen Text *»Saargemünd grüßt Euch«* eines mit dem französischen *»Sarreguemines vous salue«* mitführte. Andererseits macht ein »Kampfverband für ein unabhängiges Deutschland« von sich reden, der kürzlich Flugblätter in verschlossenen Umschlägen verschickte, die in Paris zur Post gegeben waren und die Aufforderung enthielten, die »Besatzungsmacht« aus dem »deutschen Gebiet Elsaß-Lothringen« zu vertreiben. Ein Sprengstoffanschlag, dem im vorigen Jahr die Frau des Präfekten im Departement Bas-Rhin zum Opfer gefallen ist, wird ebenfalls mit dieser »Kampfgruppe« in Verbindung gebracht; auch damals sind Flugblätter der geschilderten Art in Umlauf gebracht worden. Man weiß bis heute nicht, wer hinter diesen Machenschaften steckt. — In der Zeitschrift Echo der Zeit (Paulus-Verlag) ist unter der Überschrift *Sprachenbrücke nach beiden Seiten* ein Aufsatz über die Sprachfrage im Elsaß erschienen, den wir im vollen Wortlaut wiedergeben, weil er u. E. eine gute Übersicht über die Probleme und ihren heutigen Stand bringt:

In der Europastadt Straßburg ereignet sich unter den Augen der europäischen Parlamentarier ein eigenartiges Schauspiel. Die elsässische Bevölkerung führt heute heftiger denn je ihren Kampf um ihre Zweisprachigkeit, vor allem um die Einführung des Deutschunterrichts an den Volksschulen. In diesen Tagen hat diese Auseinandersetzung wieder neue Höhepunkte

bekommen, nachdem der oberelsässische Generalrat in Mühlhausen mit elf gegen zehn Stimmen eine Entschließung annahm, in der von der französischen Regierung die Einführung des Deutsch-Pflichtunterrichts an den Volksschulen des Elsaß vom fünften Schuljahr an gefordert wird, ferner daß Deutsch bei der Schulentlassung Prüfungsfach werde und daß eine ausreichende Zahl von Lehrkräften für diesen .Deutschunterricht ausgebildet werde Diese Entschließung entspricht dem Willen der überwiegenden Mehrheit der Bevölkerung. Die neun oberelsässischen Schulinspektoren (Schulräte) aber parierten mit einer Gegenerklärung, in der sie »aus pädagogischen und technischen Gründen« den Deutschunterricht in den elsässischen Schulen ablehnen. Keiner der neun Schulinspektoren ist Elsässer. Sie sind Franzosen aus dem Innern des Landes.

»Franzosen, die Deutsch können«

Grotesk an der jüngsten Entwicklung im Elsaß ist die Tatsache, daß das französische Unterrichtsministerium selbst vor nicht allzu langer Zeit in einem Runderlaß auf die große Wichtigkeit des Deutschlernens an den französischen Schulen hingewiesen hat. »Wenn die Franzosen nicht Deutsch lernen, dann riskieren sie, im Wettbewerb ausgeschaltet zu werden zugunsten der Ausländer, der Belgier, Holländer, Luxemburger, der Deutschen, die ihrerseits Französisch in ihren Schulen lernen ... Zum Kampf gezwungen, ihre Stellung angesichts der Entwicklung der deutschen Wirtschaft zu halten, braucht unsere Industrie und unser Handel - von der Sekretärin bis zum Ingenieur - Franzosen, die Deutsch können.«

Diese, wenn auch vorwiegend aus wirtschaftlichen Erwägungen getroffene, so doch begrüßenswerte Stellungnahme des Pariser Unterrichtsministeriums gilt - wie die Tatsachen lehren - in den ostfranzösischen Departements des Elsaß und Lothringens offenbar nicht. Denn dort setzt man seit Jahren dem elementaren Wunsch der Eltern nach Wiederherstellung des Vorkriegsstandes in der Erteilung des Deutschunterrichts an den Volksschulen Widerstände entgegen, die einem Lande, das für sich den Sitz der Europabehörden beansprucht, schlecht anstehen.

»Gelenkte Sprachpolitik«

Die Geschichte des Deutschunterrichts an den elsässischen Volksschulen spiegelt in etwa das Schicksal des elsässischen Grenzlandes überhaupt wieder. Seit 40 Jahren erleben die Elsässer am eigenen Leibe was »gelenkte Sprachpolitik« bedeutet. Nach 1918 schon wurde im Elsaß versucht, die deutsche Sprache vollständig auszurotten. Die gleichen Vorgänge wiederholten sich nach 1945. Alle öffentlichen Aufschriften dürfen nur auf Französisch abgefaßt sein, in den Schulen darf nur auf Französisch unterrichtet werden, alle amtlichen Erlasse und behördlichen Anordnungen sind in französischer Sprache zu geben. In elsässischen Städten brach vor Jahren ein »Kinokrieg« aus als Protest gegen die Nicht-Zulassung deutschsprachiger Filme.

Der Dienstvorstand des Mühlhauser Postamtes verbot seinen Bediensteten den Gebrauch des »Elsässer-Ditsch« im Umgang mit dem Publikum und im Verkehr untereinander. Heute müssen die im Elsaß erscheinenden zweisprachigen Zeitungen den S p o r t - und F i l m - t e i l auf F r a n z ö s i s c h bringen, weil man sich dadurch eine starke Beeinflussung der Jugend verspricht, die sich gerade für diese Sparten der Presse naturgemäß besonders interessiert.

Es hatte schon in den zwanziger Jahren harter Kämpfe bedurft, bis in den Volksschulen das Prinzip der Zweisprachigkeit verwirklicht wurde. Als es soweit war, lernten die Kinder dort nicht nur ihre französische Nationalsprache, sondern gleichzeitig auch die Sprache ihrer engeren Heimat, die seit Jahrhunderten die deutsche war. Nach 1945 war es nach den Vorgängen unter deutscher Besatzung, der Gauleiter- und Kreisleiter-Tyrannei, nur zu begreiflich, daß die deutsche Sprache nicht nur schnellstens von allen Wirtshaus- und Ladenschildern verschwinden mußte, sondern auch aus der Schule. Bald stellte sich aber heraus, daß die elsässische Bevölkerung, die zu 97 Prozent deutsch spricht, ihren alemannischen Dialekt, unter dessen Gewand das Elsaß drei Jahrhunderte hindurch Frankreich die Treue gehalten hatte, nicht preisgeben wollte.

Ärger mit der Lehrergewerkschaft

Zunächst nur zögernd, dann aber immer lauter und vernehmlicher, erhob sich von 1948 an unter der Bevölkerung ein Chor von Stimmen, der die Wiedereinführung des Deutschunterrichts an den Volksschulen verlangte. Es war den Wortführern dieser Bewegung nicht leicht gemacht, die Gegner der Zweisprachigkeit davon zu überzeugen, daß die im Elsaß und in Lothringen gesprochene deutsche Sprache keineswegs mit deutschen Ansprüchen auf diese Gebiete identisch sei. In Wahrheit gibt sich in den ostfranzösischen Gebieten auch niemand solchen Überlegungen hin. Schließlich

verabschiedete 1952 die Nationalversammlung auf Antrag elsässischer Abgeordneten ein Gesetz, das die Erteilung von zwei Wochenstunden Deutschunterricht in den beiden oberen Volksschulklassen auf freiwilliger Basis genehmigte. Aber sogleich gab es Schwierigkeiten. Ein beachtlicher Teil der dem »Syndicat national«, der nationalen Lehrergewerkschaft, angeschlossenen Lehrer weigerte sich, den von den Eltern verlangten Deutschunterricht zu erteilen. Inwieweit dies auf »Druck von oben« geschah, läßt sich nicht mit Sicherheit nachweisen. Immerhin sprachen sich damals über 80 Prozent aller befragten Eltern für diese beiden Wochenstunden Deutsch aus. Die Lehrergewerkschaft behauptete, die Einführung des Deutschunterrichts berge »schwerwiegende Gefahren in nationaler Hinsicht« in sich. Abgeordnete des oberelsässischen Generalrates erklärten daraufhin, die Elsässer ließen sich von den »Patentpatrioten der Lehrergewerkschaft« die 1939 die Parole »lieber Knechtschaft als Krieg« ausgegeben habe, keine »hochpatriotischen Vorlesungen« halten.

Ein seelsorgliches Problem

Der Bischof von Straßburg, Jean Julien Weber, der gebürtiger Elsässer ist, jedoch die meiste Zeit seines Priesterlebens im Innern Frankreichs zugebracht hat, ist mehrfach seit 1945 für die Zweisprachigkeit im Elsaß eingetreten. Für ihn ist die Frage, ob die Katholiken ihre deutschen Sprachkenntnisse pflegen und auch fördern, nicht zuletzt auch ein seelsorgliches Problem. Die Kinder, so sagt er, müssen in der Schule die deutsche Sprache lernen, weil ihnen in der Familie die religiösen Kenntnisse in dieser Sprache vermittelt werden. »Nehmen wir an, es sei gelungen, den Kindern eine solide, rein französische religiöse Bildung während ihrer Schulzeit zu geben«, so erklärte Bischof Weber; »was wird aus dieser Bildung später werden, wenn die Kinder als Erwachsene nicht oder nur selten französisch sprechen? Da diese religiöse Bildung und Kultur nicht durch die lebendige Sprache getragen wird, müßte sie schnell der Vergessenheit anheimfallen.« Diese Gründe spielen auch eine Rolle, wenn heute in vielen elsässischen Pfarreien sonntags die Predigt stets in Französisch und Deutsch gehalten wird. Schon unmittelbar nach dem zweiten Weltkrieg erklärte Bischof Weber in Straßburg, daß »das Elsaß zweisprachig ist und zweisprachig zu bleiben wünscht, weil es in der Zweisprachigkeit einen kulturellen Reichtum, einen sozialen Vorteil und eine Familientradition erblickt, an der es unverbrüchlich festhält.« —

Das Basler Kantonsparlament hat den Antrag eines Abgeordneten abgelehnt, die *Mundart als Verhandlungssprache* zuzulassen. In einer Universitätsstadt mit guten Schulen wie Basel könne man füglich erwarten, daß sich die Abgeordneten in klarem Schriftdeutsch auszudrücken verstehen. Man befürchtet, daß die Zulassung der Mundart ein Durcheinander von Mundart und Hochsprache zur Folge haben würde, das beiden Sprachbereichen schädlich wäre. Außer Basel schreibt nur der Kanton Zürich Hochdeutsch als Verhandlungssprache seines Parlaments vor, die anderen Kantone kennen keine derartige Regelung.

Der Heimatbund Niedersachsen hat auch in diesem Jahre wieder eine *Plattdeutsche Woche* veranstaltet. Seit der ersten Veranstaltung dieser Art von vier Jahren hat die Wertschätzung des Plattdeutschen in Niedersachsen stetig zugenommen. Nach einem Erlaß des Niedersächsischen Kultusministeriums soll das Plattdeutsche auch in den Schulen wieder zu seinem Recht kommen. - Der Bergische Geschichtsverein nimmt die bergischen Mundarten jetzt auf Tonband, um sie der Nachwelt zu erhalten. Offenbar werden die Aussichten der Mundart am Leben zu bleiben, nicht günstig beurteilt. - Der Remscheider Generalanzeiger veranstaltete seinen zweiten *Mundartwettbewerb*, zu dem Arbeiten in bergischer Mundart eingereicht werden konnten. - Die Mundartvereinigung Veldeke in Limburg (Niederlande) setzt sich für die Erhaltung der Heimatmundart ein. Die Vereinigung hat 2100 Mitglieder, ein Beweis dafür, daß man auch in den Niederlanden den Mundarten viel Aufmerksamkeit schenkt.

Aus der Gesellschaft. Im Zweig Celle hielt Dr. v. Grumbkow, Düsseldorf, seinen Vortrag über *Das Rotwelsche, die deutsche Gaunersprache*. Besonders beachtet wurde sein Hinweis, daß bewußtes Anwenden des Rotwelschen oder auch seines Sprachstils eine Gefahr für die Sprache sei. - Im Zweig Dortmund sprach Frau Ilse Berendes über *Die Liebe des Laien zur Sprache*, wobei sie die Wichtigkeit der Dichtung besonders hervorhob. - Im Zweig Frankfurt am Main sprach Dipl.-Ing. Alfred Warner (VDE) über *Benennungen physikalischer Größen, Stand und künftige Möglichkeiten. Ein Beitrag zum Kapitel Sprache und Technik*. Da unter den Zuhörer auch Fachleute waren, entspann sich eine lange und vielseitige Aussprache zwischen Germanisten und Ingenieuren.

Oskar Buchmann

Buchbesprechungen und -hinweise

WALTHER VON WARTBURG: *Von Sprache und Mensch*, Gesammelte Aufsätze. - Bern: Francke Verlag o. J. 279 S. + 8 Karten.

Es sind 12 Aufsätze, davon 2 umgearbeitet, 2 neu, dazu die willkommene, imponierende Bibliographie 1912-1955. Wenn ein derartig vielseitiger, den Prinzipien wie dem Einzelobjekt geneigter Philologe aus der Fülle seiner bald halbhundertjährigen, vorwärtsweisenden Forschung zu einem von Verlagsseite angeregten Sammelband frühere Aufsätze zusammenstellt, umarbeitet, neu dazugibt, so wird man schon auf die Auswahl und die Thematik des Verfassers, seine grundsätzliche Linie und im einzelnen die Wertung innerhalb des Gesamtwerkes gespannt sein. Dabei war seine *Einführung in Problematik und Methodik der Sprachwissenschaft* sinngemäß auszusparen. Die Weite seines Publikums belegen die Übersetzungen ins Französische von drei Aufsätzen zur französischen Literaturgeschichte und eines sprachgeschichtlichen, der uns aus der wortgeographischen Nachbarschaft von Sprachatlas, Volkskundeatlas und Wortatlas besonders anzieht: *Les noms des jours de la semaine dans les langues romaniques.* Überhaupt begrüßt die Germanistik wieder eine erwünschte Gelegenheit, eine Meisterwerkstatt der romanischen Schwesterwissenschaft zu eigenem Gewinn aufsuchen zu können.

Das Buch erscheint ohne Jahresangabe. Wir selber möchten 1958 die Anzeige nutzen, um dem Verfasser zum 70. Geburtstage (18. Mai) zu gratulieren und der Wissenschaft weitere Förderung der gemeinsamen Forschung aus seiner Feder zu wünschen.

Walther Mitzka

DIE LIEDER NEIDHARTS. Herausgegeben von EDMUND WIESSNER. - Tübingen: Max Niemeyer Verlag 1955. = Altdeutsche Textbibliothek Nr. 44. - 213 S., kart. 8,50 DM.

Wiessner, der schon die Hauptsche Ausgabe von Neidharts Liedern sorgsam bearbeitet hatte, bietet nun mit Lebensbericht, Quellenübersicht und Texten einen wertvollen Beitrag zur ausführlichen Beschäftigung mit Neidhart. Was dem Buche seine wissenschaftliche Qualifikation sichert, ist aber der fast 80-seitige Anhang, der gründlichst die verschiedenen fragwürdigen Strophen ausscheidet und die verschiedenen Ausgaben in ihren Abweichungen vergleicht.

K. O. Schmidt

EDUARD LACHMANN: *Kreuz und Abend.* Eine Interpretation Georg Trakls. Trakl-Studien Bd. 1. - Salzburg: Otto Müller Verlag 1954.

Ein seltsames Buch. Der Verfasser ist Kennern als eigenwilliger, die christlichen Elemente hartnäckig betonender Interpret Hölderlins und Trakls bekannt; hier unternimmt er den gewagten Versuch, dem Werke Trakls dadurch näherzukommen, daß er die 109 Gedichte und drei Prosa-Elegien der endgültigen Ausgabe Gedicht für Gedicht in kürzeren oder längeren Meditationen auslegt, wenn auch in einer eigenen, durch innere Gesichtspunkte begründeten Anordnung. Die schweren Bedenken, die dem entgegenstehen, werden von ihm in einer vorsichtigen Einleitung und dann immer wieder im Vollzuge selbst genannt und durchdacht. Trotzdem vermeidet er nicht immer die Gefahr einer zu starren Festlegung wiederkehrender Sinnbezüge in einer in Wahrheit immer schwebenden Bildersprache - das gilt vor allem für die biblischen Anspielungen und Verschweigungen in Trakls Werk. Und es bleibt bestehen, was Lachmann selbst als die »Problematik jeder Interpretation« ausspricht: »Der Leser, der ihrer nicht bedarf, wird sie als eine Fibel für Kinder verwerfen, dem Leser, der für das Gedicht nicht aufzuschließen ist, wird sie als eine mühsame Wortklauberei erscheinen.« Trotzdem bekennt der Besprecher, diesem an Wissen, Einsicht und Fühlfähigkeit reichen Buche viel zu verdanken. Nachzurühmen ist ihm vor allem der stets wache Sinn für das Sinnliche und Genaue in der dichterischen Sprache und die Enthaltung von dem gestelzten Tiefsinn, der viele Auslegungen Trakls heute so unerträglich macht. Das Buch wirkt in seiner Vollständigkeit und Genauigkeit wie eine liebevolle Mönchsarbeit oder wie ein Selbstgespräch. Den, der schon erfahren hat, daß Auslegung von Dichtung voll nur im Gespräch gelingen kann, wird es zum Mitsprechen bringen.

Lennert

VON DEM ÜBELN WIBE. Herausgegeben von KARL HELM. - Tübingen: Max Niemeyer Verlag 1955. = Altdeutsche Textbibliothek Nr. 46. - 34 S., kart. 1,20 DM.

Eine gute, saubere Ausgabe. Als Fußnoten kurze Erklärungen, die das Lesen auch dem Laien erleichtern. Der Kenner spürt überall die gründliche Quellenbearbeitung. Mit jeder Nummer der Altdeutschen Textbibliothek weiß man dies Unternehmen dankbarer zu würdigen.

K. O. Schmidt

RICHARD WAGNER: *Die Hauptschriften.* Herausgegeben und eingeleitet von Ernst Bücken. Zweite Auflage, neubearbeitet von Erich Rappl. - Stuttgart: Alfred Kröner Verlag (Kröners Taschenausgabe Band 145) 1956. 432 S., 12,- DM.

Richard Wagners Persönlichkeit und Werk gehören noch nicht der sturmfreien Zone unbestrittenen Klassikertums an. Sie sind noch nicht von jener Grabesstille umgeben, die nur dann und wann von Jubiläumsfeiern jäh zerrissen zu werden pflegt. Die lebendige Begegnung scheint noch nicht abgelöst durch eine pietätvoll rühmende oder scheu ausweichende Verehrung. Gewiß ist manches in Wagners theoretischen Schriften inzwischen museal geworden, aber vieles ist doch als Kontroversliteratur von Interesse geblieben, und einiges hat überzeitliche Gegenwärtigkeit, so die Studie über Beethovens Neunte, die Beethovendarstellung von 1870 oder die (hier leider stark gekürzte) Schrift »Über das Dirigieren«. Erstaunlich frisch, ungekünstelt und echt wirkt die vom Herausgeber geschickt redigierte autobiographische Skizze, besonders, wenn man sie mit der mühseligen Diktion der theoretischen Altersschriften vergleicht, z. B. in dem Einleitungssatz von »Heidentum und Christentum« (1881): »Wenn wir, nach dem Innewerden der Notwendigkeit einer Regeneration derselben, den Möglichkeiten der Veredelung der menschlichen Geschlechter nachgehen, treffen wir fast nur auf Hindernisse.« - Wenn wir auch keineswegs bereit sind, Wagner zu glauben, »das unsere Zivilisation .. nur aus dem Geiste unserer Musik ... neu beseelt werden könne«, so spüren wir in dieser meisterlich edierten Auswahl seiner Schriften dennoch etwas von der Größe eines - vielleicht unter dem Vorzeichen der Tragik am besten zu verstehenden - Lebens, dessen Mitte die Kunst war, die Wagner nach seinem eigenen Bekenntnis »so ernst erfaßte«, daß er »für sie im Gebiete des Lebens, im Staate, endlich in der Religion, eben eine berechtigende Grundlage aufsuchte und forderte«. K. H. Osterholz

FRANZ STANZEL: *Die typischen Erzählsituationen im Roman.* - Wien und Stuttgart: Wilhelm Braumüller. 176 S.

Das Buch ist als Band 53 der WIENER BEITRÄGE ZUR ENGLISCHEN PHILOLOGIE erschienen. Es stellt eine Theorie über den Bau des Romans an der Hand von vier bekannten englischen Dichtungen auf. Es sind dies: *The History of Tom Jones* von HENRY FIELDING (1701-1754), *Moby Dick* von HERMAN MELVILLE (1819-1891), *The Ambassadors* von HENRY JAMES (1843-1916) und *Ulysses* von JAMES JOYCE (1882-1941). Die Vorlagen des Verfassers umfassen also einen Zeitraum von über 200 Jahren, und seine Darstellungen erstrecken sich über die gesamte Zeit des englischen Romans vom 18. bis ins 20. Jahrhundert. Der Verfasser spricht von den Erzählsituationen im Roman, obwohl in dem Buch nur von dem englischen Roman die Rede ist. Der deutsche Roman wird kaum erwähnt, und von anderen Romanautoren werden nur Flaubert und Cervantes gelegentlich angeführt.

Das Buch besteht aus zwei einleitenden Kapiteln, in denen der Verfasser seine Romantheorie entwickelt, und zwei abschließenden Abschnitten über die Bewußtseinsdarstellung und die Typologie des Romans. Dazwischen stehen vier weitere Kapitel, in denen die obengenannten Romane nach ihrem Aufbau und den Erzählersituationen untersucht werden. Dabei unterscheidet der Verfasser drei Haupttypen des Romans: den auktorialen, den personalen und, zwischen beiden stehend, den Ich-Roman.

Die Urform des auktorialen Romans sieht der Verfasser im Epos, insbesondere in den Homerischen Epen. In ihm wird berichtet, und der Autor erzählt in der Er-Form von dem Romanhelden und seinem Tun. Personal nennt der Verfasser des Buches die Romanform, bei der nicht die epische Erzählform vorherrscht, sondern szenische Bilder vorgeführt werden und die Personen selbst in Rede und Gegenrede auftreten. Bei der Ich-Form des Romans erzählt der Verfasser in der ersten Person der Einzahl und ist somit gleichzeitig der Romanheld.

Diese Dreiteilung widerspricht einem Fundamentalsatz der logischen Gliederung. Der Oberbegriff wird nicht beibehalten. Er heißt für die beiden ersten Gattungen Darstellungsweise, während er für die dritte Gruppe die grammatische Form der Erzählung ist. Der Verfasser merkt auch selbst, daß er hier eine unmögliche Gliederung vornimmt, wenn er an dieser Stelle sagt, daß der Ich-Roman auktoriale und personale Züge aufweisen könne.

Dazu kommt, daß die beiden Bezeichnungen auktorial und personal nicht glücklich gewählt sind. Die Wörter sind zu unbestimmt und vieldeutig und sagen selbst dem aufmerksamen Leser kaum etwas. Man muß einen großen Teil des Buches durcharbeiten, bis man klar erkennt, welche Begriffe der Verfasser mit den beiden Wörtern verbindet.

Unangenehm fällt hier auch die verhängnisvolle Vorliebe des Verfassers für Fremdaus-

drücke auf. Es soll hier keineswegs getadelt
werden, daß alle Beispiele zu den Darlegun-
gen in englischer Sprache gegeben werden; es
werden englische Werke besprochen und das
Buch ist für Philologen geschrieben. Aber auch
inmitten der deutschen Sätze führt der Ver-
fasser dauernd unübersetzte englische und fran-
zösische Begriffe ein. So spricht er in der Regel
von dem *point of view*, und nur selten ge-
braucht er das deutsche Wort *Standpunkt* oder
Blickpunkt. So bringt er auch unübersetzt das
französische *point de mire*, dann wieder eng-
lisch *examination paper* inmitten eines deut-
schen Satzes. Joyce, schreibt er, drohe der
fallacy of imitative form zu erliegen; eine der
Personen in Moby Dick ist der *crew* (kleinge-
schrieben) eines Bootes zugeteilt. (Warum
schreibt der Verfasser Moby-Dick mit einem
Bindestrich; das ist im Englischen nicht üblich.)
Andere Fremdwörter sind dem Gelehrtenla-
tein entnommen, ohne daß dadurch die Dar-
stellung klarer wird. Wenn er z. B. von der
Raffung einer Erzählung spricht, teilt er sie
ein in *durative*, *iterative* und *punktuelle Raf-
fung*. Auch die *panoramatische Schau* und der
antiklimaktische Realismus sind häßliche
Fremdlinge, die die Darstellung nicht klarer
machen als entsprechende deutsche Ausdrücke,
um die sich der Verfasser hätte bemühen kön-
nen. Das Wissen vom Wal ist für ihn die
Cetologie und die Tätigkeit der Walfänger
die *cetologische Beschäftigung*. Soll man eine
solche Sprache schnodderig oder preziös nennen?
Besser als die einführenden und abschließen-
den Kapitel sind die Besprechungen der vier
genannten englischen Romane. Sie bringen
zum Teil recht wertvolle Betrachtungen über
den Aufbau und die Erzählweise dieser Dich-
tungen. Doch ist man am Ende des Buches
versucht, dasselbe Urteil darüber abzugeben,
das der Verfasser von dem *Ulysses* des James
Joyce sagt: »Es wird darin viel leeres Stroh
gedroschen.«

Wilhelm Kayser

MARGRET SPERLBAUM: *Tiernamen mit k-Suffix in diachronischer und synchronischer Sicht*. - Gießen: Wilhelm Schmitz 1957. 97 Seiten. = Beiträge zur deutschen Philologie, herausgegeben von L. E. Schmitt, Bd. 16.

Die Verfasserin, eine Schülerin von Herrn Professor Mitzka, hat in ihrer Dissertation eine Auswahl von auf *k* auslaufenden Tiernamen (etwa 50-60) in ihren alten und heutigen sprachlichen Formen, in Hochsprache und Mundart, vergleichend und kritisch untersucht. Wir begrüßen solche Beiträge sehr, denn noch immer fehlt uns ein »Wörterbuch der deutschen Tiernamen«, das dem heute zur Hälfte beendeten, ausführlichen botanischen Werk von Marzell-Wißmann entsprechen könnte. Hier gilt es noch viele Teilaufgaben zu lösen, denn ein großer Teil unserer heutigen Tiernamen ist noch sprachgeschichtlich und -wissenschaftlich zu klären. Es ist von Vorteil, daß wir von vielen Seiten an diese Aufgabe herangehen können, etwa über das *Althochdeutsche Wörterbuch* (Frings-Leipzig), über das *Tiernamenwörterbuch* (Nitsche-Berlin) und hier über die Fragebogen des *Deutschen Wortatlas* von Mitzka.

Angenehm fällt auf, daß die Verfasserin ein gewissenhaftes Literaturstudium betrieb. Schwierig freilich ist die Deutung des *k*-Suffixes, dem man diminutive oder patronymische oder deiktische Funktion zuschreibt. Sperlbaum neigt zur letztgenannten Deutung, entdeckt aber, daß die Tiernamen mit *k*-Suffix keineswegs einheitlich sind, sondern nach Bedeutungsgehalt und grammatischer Form recht Verschiedenes umschließen.

Carl

HANS SCHORER: *Das Gespräch in der Schule*, Verlag Moritz Diesterweg, Frankfurt/Main, 1957, 35 Seiten, geheftet 1,80 DM.

Hans Schorers Untersuchung — um eine solche handelt es sich — zielt in erster Linie auf die Frage nach der Bedeutung des Gesprächs für die Schule. An Hand von Beispielen aus dem Unterricht der Volks-, Mittel- und Realschule zeigt der Verfasser das rechte Unterrichtsgespräch in der Schulpraxis, aber auch das »Gespräch am falschen Ort«. Die kritische Stellung gegenüber einer Forderung nach dem Gespräch in der Schule um jeden Preis, ja auch gegenüber dem »Gespräch« schlechthin zieht sich auch durch den grundlegenden theoretischen Teil. Das rechte Gespräch ist »eine Grundgegebenheit menschlicher Existenz« überhaupt, ist die sprach-denkende Auseinandersetzung im Suchen nach letzten Wahrheiten zwischen dem Ich und dem Du. Es stellt sich dem forschenden Menschengeist dar »als die volle Wirklichkeit der Sprache, die das Schweigen bricht und auf seiner höchsten Stufe wieder in das Schweigen hineinführt«. — Die inhaltsreiche geistvolle Schrift bietet im Anhang einen umfassenden Literaturhinweis auf das Schrifttum über das Gespräch.

M. Stellmann